Franz Xaver Kraus

von Ernst Hauviller

Franz Xaver Kraus

Ein Lebensbild

aus der Zeit des Reformkatholizismus

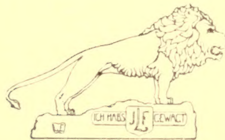
von

Dr. Ernst Hauviller



Mit drei Autotypien und einem Anhang unveröffentlichter Briefe, Gedichte und kirchenpolitischer Schriftstücke

Zweite Ausgabe.



München.
J. F. Lehmann's Verlag.
1905.

Lascia pur grattar dov' è la rogna.
Dante: Parad. XVII, 129.

Vorwort.

Nicht die Hoffnung, ein Franz Xaver Kraus würdiges Gedenkblatt zu schaffen, nein, nur der Wunsch, ihm durch das vorliegende Lebensbild den Zoll der Verehrung darzubringen, lässt mich jetzt, wo die von ihm angeregten Reformbewegungen im Katholizismus allenthalben an Intensität gewonnen haben, an eine Aufgabe herantreten, welche, um sie voll zu lösen, Begabung und Wissen eines Meisters, wie es der Verstorbene selbst war, erfordern würde.

Die Darstellung der theologischen und politischen Entwickelung und Wirksamkeit von F. X. Kraus deckt sich zum Teile mit der Geschichte des Schicksals, welches wissenschaftliches Denken und erleuchtete Religiosität seitens der Kurie im neunzehnten Jahrhundert zu erdulden hatten. Indem Kraus innerhalb seiner Kirche sich zum uneigennützigen und unerschrockenen Verteidiger beider erhob, hat er im besten Sinne des Wortes der Wissenschaft, der Religion, dem Vaterlande gedient.

Als Gelehrter hat er der ultramontanen Konsequenzmacherei in seinen historisch-kritischen Werken den Spiegel der Geschichte zur Erkenntnis vorgehalten, als Politiker und Theologe die unduldsamen Bestrebungen des katholischen Parteiwesens als eine Verhöhnung der Religion gekennzeichnet.

Niemand wird es wagen, F. X. Kraus wahre Religiosität und Liebe zum Christentum abzusprechen, und auch das Wissen über die von ihm behandelten Fragen und Gegenstände dürfte ihm zum mindesten in ebenso hohem Grade beiwohnen, wie denen, welche von ihrer Richtung oder ihrer Partei den Auftrag hatten, die öffentliche Meinung gegen ihn zu bearbeiten.

Gewiss ist in der unvollkommenen Skizze, die ich den Verehrern des edlen Streiters, aber auch allen Freunden und Bewunderern auf-

richtiger Wahrheitssucher vorlege, die ganze Persönlichkeit des ausserordentlichen Mannes nicht begriffen.

Seine Bedeutung und vielseitige Eigenart hat wohl die prägnanteste Charakteristik erfahren in jenen Worten, mit welchen der gelehrte Leiter der Ecole française de Rome, L. Duchesne, vom Freunde und Kollegen Abschied nahm, als er schrieb: „S'il fut aimé, ce n'est pas pour sa science: la science est indifférente au coeur. Ce n'est pas comme combattant et chef d'école: sa chevalerie eût été plutôt propre à faire la solitude autour de lui. C'est qu'il était vraiment bon, aimable, doux, fidèle et dévoué.“ [1])

Colmar, den 1. Mai 1904.

Ernst Hauviller.

---

[1]) Trauerrede auf Herrn Geh. Hofrat F. X. Kraus von Herrn Prälaten Duchesne, Directeur der Ecole française, gehalten zu Rom am 4. Januar 1902. Röm. Quartalschrift. XVI. Jahrg. 1. H.

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Die gegenwärtige zweite Ausgabe wurde veranlasst durch die Auflösung der Verlagsfirma Walther Roock in Colmar und durch die Uebernahme der vorliegenden Schrift seitens der Münchener Verlagsbuchhandlung von J. F. Lehmann.

Die Grundzüge des von mir entworfenen Lebensbildes von Franz Xaver Kraus wurden von der Kritik im wesentlichen als richtig anerkannt. Und meinerseits wurde ich durch eingehende Studien, die ich seit dem Erscheinen der Schrift über Kraus' Jugendzeit machte, in meinem Urteil vollauf bestärkt.

Es bedurfte bei Kraus keiner Enttäuschungen und Zurücksetzungen, wie dies die ultramontane Legende recht zweckentsprechend behauptet, um aus ihm einen unbequemen Kritiker zu machen.

Als junger Seminarist in Trier überraschte Kraus schon durch die Schärfe und die Offenheit seiner Kritik. Und das Wesen des Ultramontanismus und Jesuitismus hat er schon als Zwanzigjähriger in Frankreich nicht nur kennen gelernt, sondern auch mit allem Nachdruck verurteilt.

Meine Aussagen über die durch den Prälaten A. Ehrhard u. a. vollzogene Abschaffung des Kraus'schen Lehrbuches der Kirchengeschichte muss ich trotz aller Ableugnungen oder Umdeutungen aufrecht erhalten. Recht gerne glaube ich S. Hochwürden, dass er nicht mit dieser Absicht nach Freiburg kam. Und, — man verzeihe mir die Erwähnung der nicht unwichtigen Tatsache, — Msgr. Ehrhard hatte sogar ursprünglich einen Freiburger Buchhändler ermuntert, wie zu Kraus' Zeiten in üblicher Weise das ominöse Buch zu bestellen. Indessen, als der früher im fernen Wien ansässige Prälat nun in Freiburg ein Opfer der krausfeindlichen Strömungen zu werden wähnte, da erklärte er gleich in den ersten Stunden seiner Lehrtätigkeit: er werde seinen Vorlesungen überhaupt kein Lehrbuch zugrunde legen.

Diese grundsätzliche Erklärung war aber weiter nichts anderes als eine in umschriebener Form verfügte Abschüttelung des Kraus'schen Lehrbuches. So wenigstens empfand sie der geschädigte Buchhändler.

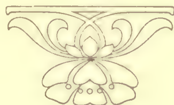
Warum denn diese Tatsachen nicht zugeben, wenn man doch allen ultramontanen Gönnern und wiedergefundenen Gesinnungsgenossen erklären konnte: „Kraus war eher ein Kirchenpolitiker als Kirchenhistoriker und mehr ein Schöngeist als ein tiefer Denker und peinlicher gewissenhafter Forscher.“ Damit hat der kluge Prälat gelassen ein Urteil gefällt, das unseres Erachtens weit mehr einem Kirchenpolitiker und römischen Prälaten als einem Kirchenhistoriker und gewissenhaften deutschen Forscher Ehre macht. Dieses abfällige, der ultramontanen Gesinngstüchtigkeit eines Monsignore Ehrhard alle Ehre machende Urteil steht übrigens in vollem Gegensatz zu jener anerkennenden, gewissenhaften Charakteristik, die der bekannte Bonner Kirchenhistoriker, Heinrich Schrörs, von Kraus als Forscher in den Badischen Biographien gegeben hat. (5. Bd., 425 ff.) Hier spricht der wohlunterrichtete, streng sachlich abwägende Fachgelehrte, in Ehrhards Auslassungen dagegen der Freund und Anwalt jener Richtung, die Kraus zeitlebens als Politiker bekämpft hat.

Wer sich übrigens darüber unterrichten will, ob der Strassburger Prälat berufen war, sich zum aburteilenden Richter und herablassenden Kritiker über ein so reiches Gelehrtenleben wie das von Kraus aufzuwerfen, den verweisen wir auf die eingehenden fachmännischen Besprechungen, welche über die Schriften des noch vor wenigen Jahren etwas liberalisierend auftretenden Monsignore vorliegen (vgl. Theol. Revue, 1902. No. 2. 38. Ebenda 1903 No. 12). Danach hätte der wackere Prälat alle Ursache, seine Worte eher nach ihrem Sinne, als nach ihrer äusseren Wucht abzuwägen. Im übrigen geben wir gerne zu, dass Prälat Ehrhard Kraus in einem Punkte titanenhaft überragt und zwar in der von ihm beliebten klobigen Abfertigung der Gegner.

Colmar, Juni 1905.

Ernst Hauviller.

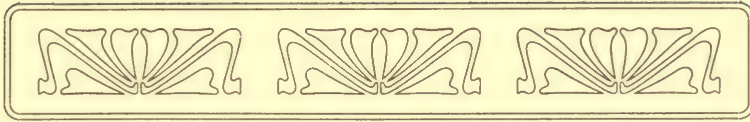
Inhaltsangabe.



Die ersten zwanzig Exemplare dieses Bandes wurden auf extra feinem Papier abgezogen, die in einem aparten, kostbaren Ganzleder-Einband gebundenen Exemplare von 1 bis 20 einzeln mit der Hand numeriert. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt

10 Mark.

Auch diese Liebhaberausgabe kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.



Die Zeit ist nicht gerade günstig für eine unbefangene Würdigung von Franz Xaver Kraus. Noch leben wir in der Epoche, deren Ziel die Überwindung „des religiösen Katholizismus" seitens der hierarchischen und politisierenden Richtung der katholischen Welt wenigstens in Europa ist. Seit dem Vaticanum war man es noch weniger als nach dem Tridentinum gewöhnt, innerhalb der katholischen Kirche Männer auftreten zu sehen, welche der Möglichkeit oder gar der Notwendigkeit einer gewissen Reform das Wort redeten. Die Dinge lagen am ausgehenden neunzehnten und am beginnenden zwanzigsten Jahrhundert so, dass jeder katholische Theologe, der aus dem engen Kreise der offiziellen Schule heraustrat, der die Methode der profanen Disziplinen auch bei seinem Fache zu befolgen suchte, notwendigerweise Aufsehen erregte. Nun gibt es und gab auch von jeher Kreise, welche von jedweder Überraschung peinlich berührt werden. Wenn diese quietistischen Elemente herausfinden, dass die Überraschungen sich wiederholen, dass ihnen gar ein gewisses System zugrunde liegt, wie etwa bei dem von Kraus geprägten Begriffe des „Religiösen Katholizismus", so verständigen sie sich untereinander und beraten, wie sie etwa dem neuen System, noch mehr aber dem Förderer desselben entgegentreten und beide vernichten. Diese Erfahrungen haben alle jene

namhaften katholischen Theologen gemacht, die wie Kraus als unparteiische, wissenschaftliche oder auch politische Kritiker die Unhaltbarkeit der modernen Zustände, die Rückständigkeit auf dem Gebiete der Forschungen im katholischen Lager blosslegten und für die Versöhnung von Glauben und Wissen mit grösstmöglichster Voraussetzungslosigkeit oder gar für eine Unterscheidung zwischen „katholisch“ und „römisch“ eintraten. Auf dem Gebiete der spekulativen Theologie wäre Hermann Schell, auf dem der biblischen Wissenschaften der unerschrockene Franzose Abbé Loisy zu nennen. Alle haben es mit dem Freiburger Kirchenhistoriker und Archäologen empfinden müssen, dass die nachvatikanische Zeit eine jener Perioden in der katholischen Kirche ist, in welcher das Hervortreten geistig hochstehender Individualitäten nicht sonderlich begünstigt wird.[1])

„Die glänzenden Namen der katholischen Romantik sind dahin — transierunt: man kann, man muss, will man sich nicht gefährlichen Selbsttäuschungen dahingeben, das Wort über den Kirchhof schreiben, der die Hoffnungen der dreissiger und vierziger Jahre bedeckt.“[2])

[1]) Über die Aussichtslosigkeit aller wissenschaftlich-kritischen Bestrebungen innerhalb der katholischen Theologie hat noch im vergangenen Monat ein hoher römischer Prälat einem Mitarbeiter des „Temps“ eine recht unzweideutige Erklärung abgegeben. Wie man in Rom über die Freiheit der Wissenschaft und über wissenschaftliche Methode zu allen Zeiten gedacht und auch heute noch denkt, darüber liess sich der römische Prälat also aus: „Die Kirche muss die Reinheit ihrer überlieferten Lehre aufrecht erhalten: in dieser Beziehung kann sie keine Zugeständnisse machen. Die Wissenschaft, sei es die historische oder eine andere, muss in Sachen der Religion mit der Theologie in Uebereinstimmung bleiben. Die Kritik hat für ihre Forschungen noch ein weites Feld, selbst auf dem Boden der Bibel, aber sie muss innerhalb ihrer Schranken bleiben.“ (Vergl. „Frankfurter Ztg.“ 1904, Nr. 59, und „Köln. Ztg.“ 1904, Nr. 190.)

[2]) F. X. Kraus; Essays, Berlin (Paetel) 1896. I. 87.

Damit hat Kraus am treffendsten die Epoche charakterisiert, in welcher seine gesamte Tätigkeit als Gelehrter und als Politiker. die doch auf die Herstellung des Friedens und die Eintracht des Geistes gerichtet war, verkannt und meist verurteilt wurde.

Das grösste Unrecht, das man einem Gegner zufügen kann, widerfuhr ihm seitens jener Autoren, die es wagten, seine lauteren Motive, seine Überzeugung anzuzweifeln und Kraus als einen Mann hinstellten, der erst dann zur Fronde übergegangen, als er sich in seinen persönlichen Erwartungen getäuscht sah. Auch dieses Verdikt ist bezeichnend für die Objektivität einer gewissen Berichterstattung. Spätere Zeiten werden gerechter über ihn urteilen und Stimmen selbst aus dem katholischen Lager werden, wenn auch verspätet, unterscheiden zwischen dem, was Schuld seines Zeitalters, und dem, was sein persönliches Verdienst war. Sie werden anerkennen, dass sein klarer, kritischer Blick, seine aufgeklärtere Weltauffassung, das religiöse Empfinden, die Liebe zu seiner Kirche nicht beeinträchtigt, wohl aber geläutert, dass auch Kraus mit dem noch vor etwa einem Jahrzehnt katholischerseits hart verfolgten P. Didon sagen konnte: „Malgré les oppositions redoutables que je rencontre, je crois plus fermement que jamais à l'Evangélisation de nos sociétés modernes; et l'épreuve qui pèse sur moi à cette heure, loin d'affaiblir ma foi, la grandit et l'éclaire.“[1])

Die Treue, die er seiner religiösen Überzeugung wahrte, wurde nun auf anderer Seite gerne als ein Zeichen von Unschlüssigkeit und von ihm Fernerstehenden sogar als unvereinbar erachtet mit jener kritischen Schärfe, welche er als Anonymus namentlich an den Tag legte. Wenn man das Wesen des Katholizismus identifiziert mit dem mittelalterlich-politischen, oder dem modern-jesuitischen

---

[1]) Lettres à un ami, 31.

Ultramontanismus, dann allerdings kann man Kraus als eine Nikodemusnatur bezeichnen. In der Vergangenheit wie in der Gegenwart finden sich aber Anhaltspunkte genug, welche darauf hindeuten, dass die augenblicklich in der römisch-katholischen Kirche überwiegende Richtung nicht zu verwechseln ist mit dem Kern des christlichen Wesens Chamberlain hat in dem Vorwort zur vierten Auflage zu seinen „Grundlagen“ diesen Contrast besonders stark hervorgehoben. Für die Einsichtigen wird das eben Mitgeteilte genügen, um zu zeigen, dass Kraus, wie einst Lacordaire und heute Abbé Loisy in Frankreich, wie Rosmini in Italien, wie Newman in England, wie endlich in Deutschland der Laie Reinhold Baumstark davon überzeugt war, man könne Katholik, ja selbst Priester sein, ohne mit allen römisch-kirchlichen Anschauungen einverstanden zu sein. Und nicht etwa erst in den letzten Jahren seines an Arbeiten und Erfahrungen reichen Lebens vertrat Kraus diese Ansicht. Im Gegensatz zu seinen ultramontanen Biographen und zu solchen, die ihn nur aus deren Schilderungen kennen, muss hier gesagt und hervorgehoben werden, dass er sich nie, wie so manche katholische Kapazitäten der Gegenwart, die sich gerne in den Reihen der Opportunisten aufhalten, durch eine glückliche Anpassungsfähigkeit auf dem Boden „kirchlicher“ Korrektheit aufrecht zu erhalten suchte.

In einem Alter, in welchem andere noch unschlüssig sind, über die Richtung, die sie einschlagen wollen, hatte der junge Trierer Theologe längst schon ein bestimmtes Ziel im Auge, ein Ziel freilich, das vom kirchlichen Jesuitismus gerade soweit ablag wie von den separatistischen Tendenzen des Altkatholizismus. Kraus ist zeitlebens scharf kritisch, nie aber radikal oder revolutionär aufgetreten. Seine wissenschaftliche, seine theologische, seine politische Entwicklung weist keine unerwarteten

Kurven auf, wenngleich sie sich als ein stetes Bergan uns darstellt. Als einfacher Benefiziat in Pfalzel hatte er sich von der hierarchischen Behörde bereits sagen lassen müssen, was Jahrzehnte später in ganz ähnlicher Weise der Vatikan jenen Regierungen antwortete, welche den verdienten Gelehrten als einen bevorzugten Kandidaten für den Episkopat wiederholt vorschlugen. In der hochinteressanten, von L. K. Goetz herausgegebenen Korrespondenz von Kraus mit dem Bonner Theologen F. H. Reusch findet sich folgende hochwichtige Stelle: „In Rom hat er (Bischof Eberhard) mir erklärt, es falle ihm wegen meiner kritischen und liberalen Richtung, dazu wegen meiner offenkundigen Verbindung mit der liberal-katholischen Partei und ihren Organen sehr schwer, mich zum Professor zu ernennen.“[1]) Derselbe Vorwurf, der zu Beginn seiner theologisch-wissenschaftlichen Laufbahn gegen ihn erhoben wurde, ward ihm von hierarchisch-kirchlicher Seite jedesmal entgegengeschleudert, wenn jemand Veranlassung nahm, auf seine Verdienste hinzuweisen. Im Tode wurde ihm seine freie Gesinnung erst recht vorgehalten und doch wieder zugleich der Versuch gemacht, sein Andenken in den Augen der Ultramontanen zu „reinigen“. Die hierarchische Kirche hat in dem hochbedeutenden Freiburger Gelehrten, in dem tadellosen Priester stets nur den kritischen, den unbequemen Kirchenpolitiker gesehen. Es mochte ihr missfallen, dass er ihrem gewaltigen Ringen nach irdischer Macht, ihrem Verlangen nach den Dingen dieser Welt stets entgegenhielt: Non sapis ea quae Dei sunt, sed ea quae hominum! —

Mit Kraus ist ein Mann dahingegangen, dessen Bedeutung in keine Rubrik einzuordnen ist. Auf allen Gebieten der Wissenschaft, in denen er wirkte, hat er rasch eine der ersten, vielfach auch die erste Stelle ein-

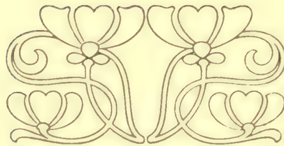
---

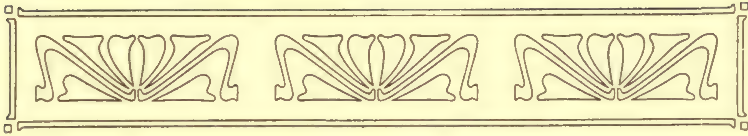
[1]) Beilage zur Allg. Zeitung. 1902, Nr. 129.

genommen. Dieses Urteil, geht über den Sachverhalt nicht hinaus. Es enthält auch die Rechtfertigung dafür, wenn wir es an dieser Stelle versuchen, die vielfältige Tätigkeit des Gelehrten, sein Verhältnis zu Kirche und Staat, seine Haltung zu den religiösen Strömungen der Gegenwart, endlich seine Stellung zum Reichsland und besonders zur Errichtung einer katholischen theologischen Fakultät in Strassburg in grossen Zügen zu skizzieren. Es mag sich vielleicht daran zeigen, welche Bedeutung Kraus in der geschichtlichen Bewegung des abgelaufenen neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts zuzuweisen ist.[1])

---

[1]) Vgl. Ernst Hauviller; Artikel über F. X. Kraus im „Deutschen Nekrolog", herausgeg. von Dr. A. Bettelheim. VI.





I.

Kraus Jugend fiel in die mittleren Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, in jene Zeit, welche der schwärmerischen Reaktion nach einer Epoche des Zwanges und des Druckes gefolgt, wie sie die Herrschaft Napoleons mitgebracht hatte. Die romantische Dichterschule hatte sich bereits zu voller Blüte entfaltet, die Philosophie schon ihren erfrischenden Hauch auf die veralteten theologischen Methoden selbst im katholischen Lager ausgeübt. Die katholische Theologie, welche seit dem Concil von Trient jenen wohlgepflegten, gradlinigen Pfaden gefolgt war, die zumal in Deutschland das Zeitalter der sogenannten Gegenreformation, insbesondere die durch ihre Macht imponierende Schule der Jesuiten hervorgebracht, konnte sich auf die Dauer dem romantisch-freiheitlichen Zuge, dem Drange nach Individualität nicht fernhalten. Lange genug hatte der deutsche Katholizismus infolge seiner Passivität und Inferiorität in literarisch-philosophischen Dingen sich in jener untätigen Reserve gehalten, von der Frau von Staël sagt, sie beraube den Menschen jeglichen Mittels sich auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften oder in der Poesie auszuzeichnen. Die gleiche feine Beobachterin deutscher Verhältnisse zu Beginne des neunzehnten Jahrhunderts schildert uns das Stilleben, in welches der Katholizismus in Deutsch-

land infolge seiner Exclusivität und seiner Selbstzufriedenheit gesunken war, also: „Rien n'y excite le mouvement de l'âme; l'on y prend la religion comme une chose de fait où l'enthousiasme n'a point de part et, l'on dirait que dans un culte si bien consolidé, l'autre vie elle-même devient une vérité positive sur laquelle on n'exerce plus la pensée". [1])

Dieser Periode der Erstarrung war nunmehr das blühende vielseitige Werden eines vielversprechenden Frühlings gefolgt. Es schien, als ob fortan die katholische Theologie in Deutschland, nachdem Frankreich so lange und so glänzend die Führung innegehabt, eine Hegemonie erlangen sollte, die geeignet war, die von so vielen edeldenkenden Männern ersehnte Harmonie von Glauben und Wissen herbeizuführen. Zu den gefeierten Namen der Theologen Hermes, Günther, Sailer, Möhler, Staudenmaier, Hirscher, Overbeck und Katerkamp gesellten sich die Laien Görres, Franz von Baader, die Fürstin Gallizin, Friedrich von Schlegel, Leopold von Stolberg u. a. Alle diese erleuchteten Vertreter eines durch den belebenden Contakt mit der protestantischen Theologie[2]) und der zeitgenössischen Philosophie regenerierten wissenschaftlichen Strebens trugen in ihren Herzen ein Idealbild der katholischen Kirche von so bezaubernder Reinheit, von so wohltuender Grösse, dass sie ihm ihr Leben und Wirken rückhaltslos zu widmen gedachten.

Die Jahre, welche dieser geistigen Expansion folgten, waren gleichsam eine Zeit der Ernte und man kann sagen, dass bereits ein reicher Herbst begonnen hatte, als Franz Xaver Kraus am 18. September 1840 in Trier

---

[1]) De l'Allemagne Ed. 1814 (Brockhaus) IV. 260.

[2]) „Si le comte de Stolberg n'avait pas été élevé dans le protestantisme, peut-être n'aurait-il pas eu l'indépendance d'esprit qui lui sert à faire impression sur les hommes éclairés." De l'Allemagne a. a. O. 265.

geboren wurde. Trier selbst war in den vierziger Jahren nichts weniger als ein geistiges Zentrum. Wenn Kraus daselbst trotzdem die nachhaltigsten Anregungen für sein späteres Leben erhalten, so ist dies zunächst den erhebenden Eindrücken zuzuschreiben, die von den Monumenten dieser alten Römerstadt ausgingen. Dann wirkte, wie J. Sauer in seinem Nachruf so trefflich ausführt, auf den jungen Kraus Beispiel und Ermunterung, die er empfing von Männern wie dem Domherrn von Wilmowsky, dem belgischen Baron de Roisin. Der Sinn für das Schöne in Farben und Linien, den die Ateliers der begabten, in Trier lebenden Düsseldorfer Maler Gustav Lasinsky und Jakob Kieffer, sowie der Verkehr mit dem Architekten Schmidt zu verleihen vermochten; diese Eindrücke wurden von dem wissensdurstigen Knaben in die empfängliche Seele eingeschlürft und schufen dort das Ideal, dem der Verstorbene zeitlebens treu geblieben ist. Antike und Mittelalter haben diese ersten Keime in den jungen Geist gesenkt; die Romantik hat sie mächtig befruchtet. [1]) Kraus selbst hat den Einfluss der Männer, welche in seinem elterlichen Hause verkehrten, auf seine Jugendentwickelung hoch angeschlagen und spricht in beredten Worten von den Anregungen, die er in diesem Milieu erhielt. Namentlich das lichtvolle Atelier des Historienmalers Lasinsky barg für ihn einen Schatz der kostbarsten Erinnerungen. Hier bei dem behaglichen und liebenswürdigen Junggesellen hat er sich als Knabe manche Stunde vergnügt und pflegte allerlei Leuten zu begegnen, die an Kunst und Altertum nippten. Weit höher als Lasinsky schätzte Kraus einen anderen Trierer Künstler ein, der ebenfalls zu den Freunden des Vaterhauses gehörte, nämlich den bereits genannten Jakob Kieffer.

[1]) Kunstchronik, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, Leipzig (Seemann), N. F. VIII. Jhrg. Nr. 15, 226.

Diesen, den keine Kunstgeschichte nennt, zählt Kraus namentlich nach der koloristischen Seite zu den begabtesten Malern der damaligen Düsseldorfer Schule. „Zwischen 1845 bis 1860 war Kieffer fast täglich Hausfreund bei den Meinigen“, erzählt Kraus in seinen Essays, „und ich habe aus dem Umgang mit dem geistsprühenden Manne vieles gelernt. Von den wenigen Bildern, die er schuf, konnte ich später die besten erwerben, und der Schlussband meiner Geschichte der christlichen Kunst soll einiges davon mitteilen“.[1])

In den gleichen Trierer Kreis, den der junge Kraus gekannt, trat schon zu Anfang der vierziger Jahre August Reichensperger. „Ich war noch ein Knabe von acht Jahren, als Reichensperger Trier verliess“, schreibt er, so dass meine Erinnerung an seine Persönlichkeit aus dieser Zeit eine nur oberflächliche war, aber sein Name haftete unter denjenigen, welche vielfach bestimmend auf meine früheste Jugend einwirkten. Ich habe ihn stets als einen der letzten Romantiker aufgefasst, und ich hatte als junger Mann nichts dagegen, wenn man mich selbst mit solchem Titel versah oder verrief. Nun freilich ist dann mit den Jahren ein starkes Stück nüchterner Kritik über mich hereingezogen, und während August Reichensperger bis zuletzt ein Romantiker blieb, hat ihr eisiger Hauch mir gar vieles von den erfreulichen Einbildungen der Jugendzeit hinweggestohlen“.[2]) Und doch möchte man trotz dieses halb melancholischen, halb bitteren Geständnisses behaupten, dass der erfrischende und wohltuende Odem einer verklärten Romantik aus entlegenen Regionen uns auch aus den Schriften des gereiften Mannes entgegenweht.

[1]) Essays II. 381.

[2]) Essays, II. 382.

Der gleiche tiefe Eindruck, den die Monumente von drei grossen klassischen Epochen auf den weichen und empfänglichen Trierer Scholaren einst ausübten, hat in seiner ganzen Frische sich noch bei dem in seinen Studien ergrauten Gelehrten erhalten. Das erklärt es, wie aus dem jungen Theologen, von dem uns der Vater Johann Paul Kraus ein so sympathisches in Öl gemaltes Porträt hinterlassen, jener beredte Anwalt der christlichen Kunst geworden, die am Rhein wie auch jenseits der Vogesen und ganz besonders in Italien ihre höchsten Triumphe aufzuweisen hat.

Wie Kraus sonst über das Trier seiner Jugendjahre gedacht, hat er in seinem meisterhaften Essay über August Reichensperger mitgeteilt. „Meine Vaterstadt Trier", führt er aus, „genoss damals den Vorzug eines ausserordentlichen Stillebens, und es hat noch lange gedauert, ehe sie von dem Strom des modernen Lebens erfasst wurde . . . . . . Wir waren offenbar etwas stark hinter der Entwickelung der Dinge zurück."[1])

Seine philosophisch-theologischen Studien begann Kraus 1858, als er in das Trierer Priesterseminar eintrat. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde diese Anstalt von dem letzten Trierer Churfürsten, Clemens Wenzeslaus von Sachsen, gestiftet und von Napoleon, wie Kraus mitteilt, freundlich behandelt. In den dreissiger Jahren hatte das Trierer Seminar eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung erlangt, wenn sie auch nicht jener gleichkam, welche das geistige Leben Triers in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter Männern wie Joh. Nicolaus von Hontheim, dem gelehrten Begründer der Trierischen Geschichtschreibung[2]), Neller und Sandrart

[1]) Ebenda, 375.

[2]) Bekannt als Verfasser der Historia Trevirensis diplomatica (3 Vol. 1750 fol.) und des Prodromus Historiae Trevirensis (2 Vol. 1757 fol.).

Müller zu verzeichnen hatte. Nichtsdestoweniger hatte das Trierer Seminar an der allgemeinen Entwickelung der theologischen Litteratur in den vierziger und fünfziger Jahren regen Anteil genommen. Kraus gedenkt dieser Zeit mit grosser Achtung, insbesondere des Regens Braun, der Professoren Biunde und Rosenbaum, welche ihre Vorlesungen im Sinne der hermesianischen Philosophie hielten.

Als Kraus das Trierer Seminar bezog, war das hermesianische System von Rom aus bereits verworfen. Dem milden Bischof von Hommer war, nach schweren Kämpfen mit der Regierung, Wilhelm Arnoldi, der Vertreter einer anderen Richtung, im Trierer Sprengel gefolgt. Die vielberufene Ausstellung des heiligen Rockes, die damals der neue Bischof veranstaltete, leitete schon mehr jene Periode in der Entwickelung kirchlicher Dinge in Deutschland ein, die wir heutzutage schlechtweg als die ultramontane bezeichnen. Wer in einem solchen Milieu seine Individualität, seine kritische Veranlagung sich bewahrte, der hat Proben dafür erbracht, dass er wohl auch befähigt ist, gegen den Strom zu schwimmen. Vielleicht kann es schon als ein Versuch in dieser Richtung gedeutet werden, dass der junge Kraus nach dem dritten Semester seine seminaristische Ausbildung unterbrach, um auf anderthalb Jahre in Belgien und Frankreich als Hauslehrer tätig zu sein. Unstreitig ist dieser Aufenthalt für seine spätere Stellungnahme zur Kunst, zur Geschichte, zur Theologie und zur Kirchenpolitik von grosser Bedeutung gewesen. Frankreich war damals der günstigste Boden, auf welchem sich die glücklichen Anlagen des Trierer Studenten entwickeln und seine Kenntnisse erweitern konnten. Hier wirkte die faszinierende Begeisterung, welche von Männern wie Montalembert, Rio, Ozanam ausging, ebensosehr auf ihn ein wie die Anregung, welche ihm aus den durch

ihre Gründlichkeit hervorragenden Studien der Caumont, Bastard, Didron, de Linas, Cahier u. a. kam.

Nach seiner Rückkehr setzte Kraus die theologischen Studien noch zwei Jahre im Trierer Priesterseminar fort und empfing am 23. März 1864 aus den Händen des damaligen Weihbischofs Matthias Eberhard die Priesterweihe. Nun begann für den jungen Theologen die Zeit, wo die in Frankreich empfangenen kostbaren Anregungen in Deutschland mächtig weiter gefördert werden sollten. Die durch Möhler begründete, von Döllinger so glanzvoll weiter ausgebaute kirchenhistorische Schule übte damals ihren segensreichen Einfluss auf allen Gebieten der katholischen Theologie aus. Erst die Ereignisse, welche durch das Vatikanische Konzil hervorgerufen wurden, sollten den gänzlichen Ruin dieser glänzendsten Epoche in der Geschichte des Katholizismus in Deutschland herbeiführen.

Bei jeder Gelegenheit bekannte sich Kraus als ein Anhänger der historischen, von Möhler geschaffenen Schule, „der noch jetzt alle Diejenigen sich beizählen, welche auf eine Stellung in der theologischen Wissenschaft Anspruch erheben.“[1])

Die ebengeschilderten Einwirkungen erfuhren bei Kraus eine einheitliche Zusammenschliessung, Schulung und harmonischen Ausbau durch ein gründliches Studium der Philologie an der Bonner Universität. Der damals auf der Höhe ihres Ruhmes stehenden rheinischen Philologenschule, insbesondere ihren bewährten Vertretern Ritschl und Jahn, verdankte Kraus die kritische Schärfe wie auch die Strenge der Methode. Aus dieser Zeit datiert auch seine Vorliebe für das Altertum, welche er besonders auf dem Gebiete der christlichen Archäologie und Kunst

---

[1]) F. X. Kraus: Gedächtnisrede auf Johannes Alzog. Freiburg i B. 1879, 12.

so erfolgreich betätigte. In die schwärmerische Begeisterung des Romantikers wurde während seines Bonner Aufenthaltes das Salz der Kritik gegossen, und aus der Verschwommenheit der Auffassung bildete sich die Klarheit fester Begriffe, beides gleich bedeutsam für den angehenden Kirchenhistoriker wie Archäologen.[1]) Während dieser Bonner Zeit mag wohl auch der Grund gelegt worden sein zu jener Geistesverwandtschaft, welche Kraus mit F. H. Reusch verband, der er auch treu geblieben, als seine tiefinnere Überzeugung ihn andere Wege gehen hiess als den gelehrten Parteigänger Döllingers. Kraus hat seiner freundschaftlichen und dankbaren Gesinnung Reusch gegenüber auch nach dem Vaticanum mehrfach Ausdruck gegeben. „Muss ich Ihnen versichern," schrieb er am 24. März 1872 an den ehemaligen Herausgeber des „Theologischen Literaturblattes", „dass ich tiefsten Anteil an der Ihnen bereiteten Situation nehme? Es vergehet kein Tag, an welchem ich nicht Ihrer in Liebe und im Gebete denke. Die Lage der Kirche bricht mir das Herz ab, und ich weiss nicht, was aus uns und was aus mir wird. Unser redlicher Versuch, an dem Aufbau einer wissenschaftlichen katholischen Theologie zu arbeiten, Kirche und Wissenschaft im Einklang zu zeigen — scheint er nicht misslungen und damit die Arbeit unseres Lebens nutzlos verloren? Die Tränen kommen mir in die Augen, wenn ich des Glückes derer denke, welche vor dem Jahre 1870 sterben durften!"[2])

Noch vor seiner Priesterweihe, und zwar 1862 hatte Kraus zu Freiburg i. B. in der Philosophie promoviert. Drei Jahre später holte er sich an der dortigen theologischen Fakultät ebenfalls den Doktorhut. In beiden Promotionsschriften behandelte er die merkwürdige, ge-

---

[1]) Sauer a. a. O.

[2]) Beil. z. Allg. Zeitg. 1902, Nr. 129.

wissermassen zwischen zwei Welten stehende Gestalt des Synesius von Cyrene. Zum Teil waren diesen Arbeiten schon eine Reihe gründlicher Studien in den „Bonner Jahrbüchern“, meist die Archäologie der Rheinlande behandelnd, voraufgegangen. Sie zeugen alle von selbstständiger Erfassung und scharfer kritischer Bearbeitung des Materials. Ausser Freiburg und Bonn besuchte Kraus noch die Universität Tübingen. Hier trat er zu Hefele und Kuhn in nähere Beziehungen. Die dogmengeschichtlichen Arbeiten des Letzteren haben auf ihn einen dauernden Einfluss ausgeübt.

Bei seinem Eintritt in die praktische Seelsorge und in die Laufbahn des Privatgelehrten, 1865, war Kraus bereits durch körperliche Leiden niedergedrückt. Pfalzel, die merowingische Königsstiftung am Moselufer, wo Kraus als Benefiziat bis 1872 verblieb, war nicht der Ort, seinem Leiden Abhilfe, seinen Forschungen leichte Förderung zu verschaffen.

Eine zweite Reise nach Paris, die in diese Zeit fällt, gab ihm zwar Anlass, seine Studien fortzusetzen und sich noch weiter mit den historischen Hülfswissenschaften zu befassen, sie brachte ihn aber auch mit der Elite des französischen Katholizismus, insbesondere mit der sogenannten liberal-katholischen Richtung in Verbindung. Dieser zweite Pariser Aufenthalt, wie der vom Jahre 1870 in Rom, sollten ihm das Auge für weitere Verhältnisse öffnen. Der junge Pfalzeler Benefiziat blieb denn auch mit den Führern des katholischen Liberalismus in Frankreich und ihren zahlreichen Freunden in reger geistiger Beziehung. Mit ihnen geriet er später in lebhaftere Erregung, je näher das Konzil, je klarer die Umrisse der von den Kongregationen und Kommissionen gestellten Aufgaben sich aus den vorausgehenden theologischen Diskussionen abhoben.

Die christliche Antike und die Geschichte des heimatlichen Bodens nahmen nach seiner Rückkehr aus Frankreich den jungen Forscher in der Pfalzeler Eremitage ganz in Anspruch. Zunächst beschäftigten ihn die Handschriften des Kardinals Nikolaus von Cues, die er im Serapeum verzeichnete, dann die Schriften eines seiner asketischen Lieblingsautoren, Thomas von Kempen, deren ersten und einzigen Band er 1868 vorlegte.[1] Bald darauf erschien eine Abhandlung über „Die Kunst bei den alten Christen", ihr folgte, ebenfalls 1868, eine archäologische Studie „Die Blutampullen der römischen Katakomben". Auf die Trierer Vergangenheit kam der junge Archäologe zurück in seinen eindringlichen Untersuchungen über den heiligen Nagel in der Domkirche zu Trier, die viel mehr bieten, als der Titel besagt, nämlich Stellungnahme zu den wichtigsten Fragen aus der Archäologie der Kreuzigung und zum Teil auch eine scharf einschneidende Kritik der Trierer Reliquien. „Der Archäologe der späteren Jahre steht hier schon fertig vor uns, mit der Gabe, auch die schwierigsten Fragen mit der grössten Klarheit und Übersichtlichkeit darzustellen, mit dem Scharfblick, auch die weitestführenden Zusammenhänge mit dem kulturgeschichtlichen Gesamtbilde aufzufinden, zugleich auch mit einem erstaunlichen Freimut, die letzten Konsequenzen seiner wissenschaftlichen Ergebnisse zu ziehen und auszusprechen."[2]

Gleich zu Beginn seiner Laufbahn als Gelehrter und Forscher hat es Kraus gewagt — und darauf möchte ich wiederholt hinweisen — die Gesetze der strengen historischen Forschung gegen eine einseitige dogmatische und apologetische Tendenz in Schutz zu nehmen. Die Ge-

---

[1]) Sehr viel später erschien die ausgezeichnete Abhandlung über Thomas i. Allg. D. Biograph. XXXVII. 74 ff.

[2]) J. Sauer, Kunstchronik, a. a. O.,227.



Platte im Besitze des Verfassers.

fahren, welche diese, eines wahren Gelehrten einzig würdige Stellungnahme nach sich zog, entgingen Kraus keineswegs, denn schon damals ruft der aufrichtige junge Geistliche wohl nicht ohne Vorahnung aus: „Wehe dem, der die Wahrheit um der Wahrheit willen liebt und auch Andern zeigt!“ Die ebenerwähnten Forschungen bilden den einzigen Band der „Beiträge zur Trierer Archäologie und Geschichte“. In ihnen offenbart sich, nach dem Urteil eines berufenen Kritikers, zugleich ein starker Zug des Heimatsgefühles, wie denn auch am Cusaner nicht bloss die eigenartige, hoch über die Zeit sich erhebende und eine neue Geisteskultur anbahnende oder wenigstens vorahnende Persönlichkeit ihn reizte, sondern auch der grosse Sohn der Mosellande. Wie er immer wieder seine Schritte in die Täler des lieblichsten aller deutschen Ströme zurücklenkte, obschon keine Bande der Verwandtschaft ihn zogen, so ist er auch später mehr als einmal mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten auf den grossen kulturhistorischen Boden der Heimat zurückgekehrt. So mit der ikonographischen Untersuchung des Codex Egberti (1882) und dem in seiner Art bedeutenden Artikel, den er dem Weihbischofe Nikolaus von Hontheim in den Allgemein Deutschen Biographien widmete (1881), das einzige, was über den vielberufenen Mann vom katholischen Standpunkt geschrieben worden ist. Kraus behandelte ihn mit Achtung, er konnte sogar mündlich mit einer gewissen Pietät von ihm sprechen, die freilich nicht dem Justinus Febronius übeln Angedenkens galt — den in diesem Namen liegenden Ideen hat er nie gehuldigt —, sondern dem gelehrten Begründer der Trierischen Geschichtschreibung.“[1])

In sein eigentliches Fahrwasser war Kraus, wie bereits angedeutet, 1868 gekommen, als er jene glänzende

---

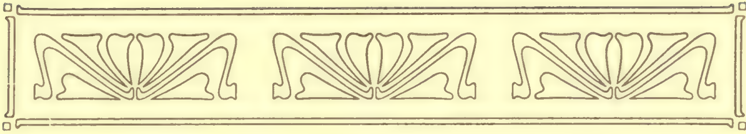
[1]) Franz Xaver Kraus, i. Köln. Volksztg., 9. Jan. 1902, I.

Serie von archäologischen Untersuchungen einleitete. Auf Grund dieser Arbeiten hatte Kraus eine Zeit lang gehofft, eine Professur im Trierer Seminar zu erhalten. Bei seinem Aufenthalt in Rom im Jahre siebenzig hat er aber die Aussichtslosigkeit dieses Vorhabens eingesehen und teilte Professor Reusch in Bonn die Absicht mit, sich daselbst zu habilitieren.[1]) Nach dem für die damaligen Bonner Theologen fatalen Fortgang, den die Dinge im Konzil genommen, musste Kraus auch diesen Plan aufgeben. Er setzte daher seine Forschungen in Pfalzel weiter fort und unterzog 1872 seine erste Arbeit über die Blutampullen und die Bedeutung der in den Katakomben aufgefundenen Glasgefässe einer zweiten vertiefenden Behandlung. Von da ab wurde die christliche Archäologie über zwei Jahrzehnte hinaus sein bevorzugtes Arbeitsfeld. Die Werke, die er auf diesem Gebiete geschaffen, sind von bleibendem Werte und haben ihn zum Führer der altchristlichen Archäologie in Deutschland gemacht. Dadurch, dass er die Untersuchungen der altchristlichen Monumente zu einer selbstständigen Disziplin erhob, gab er dem Studium der Kirchengeschichte eine neue, noch von Döllinger nichtgekannte Grundlage. Bei seinen archäologischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten kam es ihm weit mehr auf den Inhalt der Kunstwerke als auf die sonst überwiegende Stilkritik an. Der bereits erwähnte römische Aufenthalt brachte Kraus dem grössten Archäologen Roms, de Rossi, nahe und machte aus ihm für Deutschland den berufensten Vermittler aller jener Resultate, welche durch die systematisch durchgeführten Ausgrabungen de Rossis zutage gefördert wurden.

---

[1]) Vgl. Briefe von F. X. Kraus an F. H. Reusch (1866—1874) i. Beil. z. Allg. Zeitg. 1902. Nr 129, 448.





II.

Wer es unternimmt, die Verdienste eines Mannes wie Kraus um die Wissenschaft, wenn auch noch so summarisch, zu schildern, zu untersuchen, welches seine Stellung in den Gegensätzen des kirchlichen und politischen Lebens, welches sein Anteil an der geistigen Arbeit seines Vaterlandes und seiner Kirche gewesen ist, der muss zunächst jenes Werkes gedenken, das in der kirchlichen Historiographie ein epochemachendes Ereignis, im Leben seines Verfassers einen Markstein, beinahe ein Verhängnis bedeutet, seines „Lehrbuchs der Kirchengeschichte für Studierende“. Entstanden ist dieses Werk in den Jahren 1871 bis 1875, in einer Zeit, in welcher der Zwiespalt, den das Jahr 1870 bei dem Theologen Kraus zurückgelassen, immer mehr hervortrat und sich später beinahe als unheilbar erweisen sollte. Aus diesem Buche, in welchem der junge Kirchenhistoriker schon auf der Mittagshöhe seines Schaffens angelangt war, dringen uns die hoffnungsvollen und kampflustigen Morgenklänge eines Idealisten entgegen; neben ihnen, und das ist das Charakteristische, — man möchte fast sagen das Tragische im Leben unseres Gelehrten —, tönen aber zugleich die Wandlungen, die Enttäuschungen, wie das wehmütige Abendlied eines müden Entsagenden. Und doch tritt die Hoffnung, welche in ihm schon in den sechziger Jahren aus seiner warmen Religiosität erwacht war, immer und immer wieder hervor.

Auf die deutsche Theologie und die deutsche Wissenschaft überhaupt setzte Kraus sein ganzes Vertrauen. Als er gar im letzten Jahrzehnt die junge französische Theologie auf ihrem glänzenden Eroberungszuge begriffen sah, frei von jenen verhängnisvollen Fesseln, in welche eine mächtige politische Partei in Deutschland ihre Schwester geschlagen, da erfasste ihn ein neuer Mut und zugleich die Idee, auf Umwegen das verlassene Gebiet der Kirchengeschichte wieder aufzunehmen. Es erwuchs in ihm der Plan, wie er nur aus dem Umfange und der Tiefe seines Wissens erspriessen konnte, gleichsam als Ergänzung und Krönung aller seiner kirchenhistorischen Arbeiten, eine „Geschichte der Reformbestrebungen innerhalb des Katholizismus“ zu schreiben. In diesem grossartigen Unternehmen wollte er sich das Ziel setzen, eine Geschichte des Christentums, als der höchsten Kulturerscheinung, zu schreiben und zugleich zeigen, wie das Idealbild der Kirche, wie es in ihm lebte, innerhalb und meist gegen die Anschauungen und Zwangsmassregeln der hierarchischen Kirche immer wieder in die Erscheinung trat und bei den besten Katholiken, von Francesco d'Assisi angefangen bis auf Rosmini und die modernsten unter ihnen, die edelsten Vertreter gefunden.

Der Geschichte der rein idealen Strömungen konnte natürlich sein Lehrbuch der Kirchengeschichte, von dem wir doch zunächst sprechen möchten, nicht gewidmet sein, wenn gleich ein steter Hinweis auf dieselben wie ein wohltuendes Leitmotiv das ganze Buch durchzieht. Es zeigt sich diese edle Tendenz selbst bei der kritischen Darstellung der päpstlichen Kirchenpolitik des Mittelalters und der geistigen Bewegungen im neunzehnten Jahrhundert.

Ein berufener, auf strengkirchlichem Standpunkt stehender katholischer Gelehrter schrieb bald nach dem

Tode von F. X. Kraus in einem gehaltvollen und lehrreichen biographischen Aufsatze über die Kraus'sche Kirchengeschichte: „Reih wissenschaftlich genommen, war das Werk eine glanzvolle Leistung, die alles Frühere in den Schatten stellte, Döllingers Handbuch und Lehrbuch waren nie fertig geworden und bereits veraltet: die dürftige, kalte und von dem Protestanten Gieseler allzuabhängige Darstellung von Ritter schon der Vergessenheit anheimgefallen; Alzogs fleissige, aber mühselige Kompilationen entprachen weder dem Stande der Forschung noch der Methode. Dagegen war das neue Buch ganz im Geiste der fortgeschrittenen Geschichtswissenschaft gehalten, ruhte auf den ausgedehntesten Studien, erschien im Gewande einer ungewöhnlich geschmackvollen Form und war von einer begeisterten, warmen, ja — in der angedeuteten Beschränkung auch warm kirchlichen Auffassung durchzogen. Es war eine Arbeit aus einem Gusse, wahre Fernblicke in das reiche Leben der katholischen Kirche eröffnend und ungemein anregend. Auch die protestantische Theologie hat nichts ähnliches aufzuweisen, trotz der Technik des Kurtz'schen Lehrbuches, das Kraus zum Vorbilde gedient hatte. Es war nur zur unrechten Stunde geboren . . . . . . Der Verfasser beging, in vollständiger Verkennung der Lage, noch den Fehler, in der zweiten Auflage (1882) Sache und Ton zu schärfen. . . . So brach das Unwetter gegen ihn los, dessen Vorzeichen schon früher aufgeblitzt waren. So berechtigt jenes war, so ist doch nicht zu leugnen, dass hier und da historische Unwissenheit im Bunde mit einer wohlfeilen dialektischen Konsequenzmacherei Schlimmes fand, wo nichts Schlimmes war". [1])

---

[1]) Köln. Volksztg. 1902, Nr. 21. Der Kuriosität halber sei an dieser Stelle auch eines abfälligen Urteils gedacht, das ein kath. Fachgenosse von Kraus in einem Briefe an den Verfasser dieser

Bekannt ist ja, dass Kraus auf Verlangen der Kurie diese zweite Auflage unterdrückte und sie einer Revision unterzog, worauf 1887 eine neue Auflage erschien, zurechtgestutzt von dem damaligen Conviktsdirektor Dr. Schill. Weniger bekannt ist aber, dass Kraus diese in allzugrosser Versöhnung gemachte Konzession später bitter bereute und mit wehmütigem Lächeln von der „Édition de demoiselles“ sprach, die ja seine alten „kirchlichen“ Widersacher doch nicht befriedigte. Als der Verfasser dieser Schrift einst die französischen Uebersetzer der „Kirchengeschichte“ in die Wohnung des von ihnen so aufrichtig verehrten Gelehrten geleitete, war er Zeuge obiger Auslassung. Erfahrungen, wie sie Kraus an seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte erlebte, waren nicht darnach, ihn zu weiteren Publikationen auf diesem Gebiete zu ermuntern. An dem fortdauernden Ausbau seines Lehrbuches hatte er keine Freude mehr, er überliess es seinem durch die Kurie geschaffenen Schicksal. Seine zwei Nachfolger auf dem Lehrstuhl in Freiburg haben ebenfalls nicht rasch genug dieses unbequeme, in gewissen Kreisen kompromittierende Buch abschütteln können. Die Geschichte dieses Buches bildet in der endlosen Kette der von Rom censurierten oder verdammten Bücher ein um so interessanteres Glied, als sein Verfasser durch dasselbe der Pflege der historischen Wissenschaft seitens der katholischen Kirche Deutschlands ein neues Leben einzuflössen bestrebt war. Dieser neue Fall war typisch und musste jedem Beobachter der modernen Strömungen innerhalb des Katholizismus zeigen, dass nunmehr auf Jahrzehnte hinaus die ultramontane Präpotenz jede selbständige Regung, dank der Konnivenz der deutschen Regierungen,

---

Schrift formulierte: „Abgesehen von der Kunstgeschichte hat Kraus, trotz seines eminenten Talentes, für die eigentliche Förderung der Wissenschaft wenig geleistet.“ (sic).

in brutalster Weise unterdrücken würde. An dieser Machtstellung, welche seiner Zeit aus dem in Mainz geschaffenen Agitationszentrum hervorgegangen, von den Jesuiten mächtig gefördert und durch ihre Presse und ihre Revuen popularisiert, endlich durch die Zöglinge des Collegium Germanicum von Rom zur vollen Herrschaft gebracht wurde, sollte jedweder Anprall wirkungslos zerschellen.

Der Archäologie und der Kunstgeschichte wandte nunmehr Kraus seine wissenschaftliche Arbeit fast ausschliesslich zu. Er hatte ja dazu umsomehr Veranlassung, als er seit 1872 bei Errichtung der Universität Strassburg dorthin als Extraordinarius für christliche Kunstgeschichte berufen wurde. Haben wir soeben gesehen, wie ihm seine vorurteilslosen, jeder apologetischen Tendenz entbehrenden Forschungen bei der Kurie und den Ultramontanen Hass und Verfolgung eintrug, so werden wir leider festzustellen haben, dass ihm seitens seiner Strassburger Kollegen mit einer nicht gerade unbefangenen Haltung begegnet wurde. Peccatur enim intra et extra muros. — Unangenehme Wahrheiten gibt es nun einmal hüben und drüben. Und zu diesen gehört jene Tatsache, dass Kraus trotz seiner hervorragenden Befähigung, trotz seiner prinzipiellen und tatkräftigen Bekämpfung des Ultramontanismus in Strassburg von jedweder Beförderung ausgeschlossen wurde. Einer der wenigen Freunde, die er im Strassburger Lehrerkollegium gefunden, war wahrheitsliebend genug, um ihm den wahren Grund für die völlige Nichtbeachtung seiner wissenschaftlichen Leistungen mitzuteilen. Die damaligen Strassburger Dozenten waren nämlich nicht so liberal, wie ihre heutigen Pariser Kollegen, welche dem aus dem Institut catholique durch hierarchische Willkür verwiesenen Abbé Loisy einen Lehrstuhl an der Sorbonne selbst im Priesterkleide besteigen liessen. Dieses nun und seine Zugehörigkeit

zur katholischen Kirche war in den Augen der massgebendsten Gelehrten das unüberwindliche Hindernis, welches dem ausserordentlichen Professor Kraus den Zutritt in das Heiligtum des Ordinariats in Strassburg auf immer verschliessen sollte. — Ein mitleidiges Lächeln glitt über das geistvolle Antlitz des Freiburger Kirchenhistorikers, wenn er einem von diesem seltsamen Intermezzo erzählte, welches sich in den ersten Jugendjahren der Strassburger Alma Mater abspielte. Einem Manne wie Kraus musste diese engherzige Richtung unter Vertretern der Wissenschaft ebenso widerwärtig wie verderblich erscheinen. Die ihm zugefügte Zurücksetzung hat sich auch bitter gerächt. An Stelle eines, den modernen Rechtsstaat als die wertvollste Errungenschaft der Neuzeit preisenden Gelehrten, trat eine Phalanx von Männern, bei deren Ernennung allein schon die Praerogativen des Staates verkannt wurden.

Unter den schwierigsten Verhältnissen, im kaum eroberten Lande, einem ihm zum grössten Teile feindlich gesinnten Klerus gegenüber, auf dessen Entgegenkommen er sonst mit Rücksicht auf die Sache selber hätte rechnen können, trat Kraus bald nach seiner Übersiedelung nach Strassburg an ein gewaltiges Unternehmen, an die Kunsttopographie von Elsass-Lothringen heran. In seinen vier Bänden: Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen (1874—1892) hat er der Wissenschaft ein nahezu mustergültiges Vorbild, dem Lande, dem sie galt, trotz mancher Fehler, eine Denkmälerstatistik von dauerndem Werte geschenkt. Es war die Frucht ausgedehnter und vielseitiger, ein Jahrtausend umspannender Kenntnisse, mühseliger Forschung und methodischen Scharfblicks. Eine spätere, der Verhetzung weniger zugängliche Zeit, wird der Bedeutung des monumentalen Werkes, das allein genügen würde, Kraus einen bleibenden Namen auch in

der mittelalterlichen Archäologie zu sichern, die volle Anerkennung nicht versagen. Im Prinzip wurde später die reichsländische Kunsttopographie auch in anderen deutschen Provinzen nachgeahmt. Kraus selbst förderte Plan und Durchführung eines ähnlichen Werkes für Baden, nachdem er 1878 als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an die Freiburger Universität berufen wurde. Bereits 1887 erschienen in rascher Folge drei Bände hintereinander.

Da den Beziehungen Krausens zum Reichslande und seinen Bewohnern ein besonderer Abschnitt gewidmet wurde, können wir uns hier über seinen Strassburger Aufenthalt kurz fassen. In Wilhelm Scherer hatte er an der neugegründeten Hochschule einen warmen und aufrichtigen Freund gefunden, von ihm sprach er sowohl gelegentlich im Kolleg, ganz besonders aber in der Unterhaltung mit der grössten Verehrung.

Die Berufung nach Freiburg als Nachfolger des Kirchenhistorikers Alzog hob nun 1878 Kraus aus einem Wirkungskreise heraus, für den ihn sein imposantes Wissen, die Gabe des glänzenden Wortes, das Verständnis für französisches Wesen und Kultur, die guten durch ein taktvolles Benehmen geschaffenen Beziehungen zu den Besten des Landes, gleichsam praedestiniert hatten.

Die Freiburger Zeit war dem emsigsten literarischen Schaffen und wie bisher die Strassburger dem Fortspinnen kirchenpolitischer Beziehungen und Einwirkungen gewidmet, wie wir noch in anderem Zusammenhang sehen werden. Gleich nach dem Antritt seiner akademischen Laufbahn hatte er die erste Auflage seiner „Roma sotterranea“ erscheinen lassen. Durch eine tiefeinschneidende Umarbeitung der zweiten Auflage (1879) erhielt das Buch, welches ursprünglich nur eine verdeutschte Ausgabe des gleichbetitelten Werkes von

Northcote-Brownlow war, selbständige Bedeutung und erlangte dauernden Wert.[1]) Von fachmännischer Seite wird sie bis zur Stunde als das Beste angesehen, was wir neben den grundlegenden Arbeiten de Rossis in erschöpfender Darstellung von dem unterirdischen Rom und seinen Offenbarungen über Leben und Kunst der alten Christenheit besitzen. Exaktheit der Forschung und die aus häufiger eigener Anschauung gewonnene Lebendigkeit der Beschreibung zeichnen es aus. Die „Roma sotterranea“ war gleichsam der Porticus zu jener imposanten Galerie von archäologischen und kunsthistorischen Werken des Meisters, welche in der Realenzyklopädie der christlichen Altertümer, jener vollständigen Kulturgeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, eine Perle erhalten, um welche die Fachleute anderer Nationen mit Recht Deutschland beneiden dürfen. Wenngleich Kraus eine Reihe von Mitarbeiter zu dem gelehrten Unternehmen herangezogen, so ist die Fülle der von ihm geleisteten Arbeit so umfangreich und so gediegen, dass man die beiden Grossoktavbände beinahe als seine Arbeit bezeichnen kann. Auch bei dieser grossartigen Leistung seines Könnens und Wissens zeigen sich wieder die bewährten Eigenschaften des Gelehrten bis zur Vollendung: Beherrschung des monumentalen wie des litterarischen Stoffes, eine geschulte Kritik und eine glänzende Kombinationsgabe. Den Plan seines archäologischen Schaffens, das Ziel, nach dem er auf dem damals noch so wenig bebauten Felde hinsteuerte, hat Kraus später in einer akademischen Antrittsrede gezeigt. Er legte nicht den Hauptwert auf die rein technische

1) Es mag an dieser Stelle erwähnt werden, dass der im Reichsland bekannte und verdiente Baurat Winkler Kraus beim zeichnerischen Teile der Roma sotterranea besonders unterstützte und die Holzschnitte nach den Zeichnungen de Rossi's persönlich entwarf.

Betrachtungsweise der Monumente, er suchte zunächst ihren inneren Gehalt, ihre kulturgeschichtliche Bedeutung zu fixieren, namentlich zog er die Liturgie mit als Interpretin bei der Erklärung der Monumente heran. Noch in seinen letzten Jahren hat er wiederholt geäussert: „Man kann den Kunsthistorikern gegenüber nicht genug die Wichtigkeit einer gründlichen Kenntnis liturgischer Dinge für das Verständnis mittelalterlicher Denkmäler betonen.“

Fassen wir Kraus' bisherige archäologische Tätigkeit ins Auge, so lässt sich sagen, dass dieselbe mehr der inhaltlichen als der ästhetischen Seite der Denkmalskunde zugewendet war. Mit den Publikationen, welche er nach 1880 erscheinen liess, trat er auch der Bewertung und Auffassung der ästhetischen Seite der Kunstwerke näher.

Der altehrwürdigen Abtei Reichenau auf dem anmutigen Eiland am Bodensee galt zunächst seine ganze Sorgfalt, sein ganzes Interesse. Hier waren die Miniaturen des Codex Egberti zu Trier entstanden; hier fanden sich auch in der Georgskirche von Oberzell grossartige Wandgemälde aus dem zehnten Jahrhundert. Über beide hat er uns meisterhafte Publikationen hinterlassen; [1]) mit diesen wie mit jenen anderen über die Universitätskapelle des Freiburger Münsters und über die Wandgemälde von S. Angelo in Formis trat er in die Reihe der Kunsthistoriker, unter welchen er durch die souveräne Beherrschung des gewaltigen Gebietes das Ansehen eines kundigen und sicheren Führers gewann.

---

[1]) Die Miniaturen des Codex Egberti (1882). — Die Wandgemälde der St. Georgskirche zu Oberzell (1884). — Die Universitätskapelle des Freiburger Münsters (1891). — Die Wandgemälde in St. Angelo in Formis (1893.)

Indem sich nun in Kraus' klarem und kritischen Kopfe ein so ungemeines kunsthistorisches Wissen ansammelte, dass er schon zu Beginn der achtziger Jahre als der weitaus bedeutendste christliche Kunsthistoriker gelten musste, ward es allerseits mit Freuden begrüsst, dass er mit dem Plan seiner „Geschichte der christlichen Kunst“ an die systematische Zusammenfassung seiner Kenntnisse auf archäologischem, kirchen- und kunstgeschichtlichem Gebiet herantrat. Immerdar wird die „Geschichte der christlichen Kunst“ als das eigentliche Werk seines Lebens betrachtet werden müssen. „Alle Vorzüge seines Genius: die immense Gelehrsamkeit, die Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Interesses, die feine Empfindung für Schönheit und ideale Gedanken, die vollendete Kunst der Darstellung haben sich hier zu einem Ganzen vereinigt, das selbst wieder ein Kunstwerk ist. Ein Buch dieser Art war noch nicht geschrieben und wird so leicht nicht wieder geschrieben werden . . . Viel mehr als der landläufige Begriff Kunstgeschichte besagt, wird hier dem Leser geboten; die ganze Archäologie ist hineingewoben, die Ikonographie eingehend dargestellt, Technik und Kleinkünste, kirchliche Geräte und liturgische Kleidung werden behandelt, die kirchliche Liturgie zur Erklärung herangezogen.“ So lautet das Urteil eines unparteiischen und gewiegten Fachgenossen des Freiburger Gelehrten. Wir könnten mit Leichtigkeit ähnliche aus berufenem Munde kommende Anerkennungen anführen, welche uns Kraus als einen über allem engen akademischen Spezialforschertum erhabenen Gelehrten, von ebenso gründlichem enzyklopädischem als rein fachmännischem Wissen, erscheinen lassen. Es sei uns noch gestattet, mit den Worten eines jüngeren, dem grossen christlichen Kunsthistoriker nahestehenden Forschers unsere kurze Würdigung der Kraus'schen Kunstgeschichte

abzuschliessen. Sie bringen am besten zum Ausdruck, in welchem Geiste das Werk geschrieben, von welch hoher ästhetischer Warte aus der Verfasser die Schätze der gesamten christlichen Kunst zu beobachten pflegte. „Die abgeklärte Ruhe und Sicherheit, welche ein hoher Standpunkt verleiht, ist über die ganze Darstellung ausgebreitet, und auf mehr denn einer Seite redet ein tief innerlich empfindendes Herz, dessen Sprache nur Anerkennung dem Edlen, Grossen und Schönen zollt, das mit seinen zarten Heimwehklängen nach der überirdischen Schönheit wie mit dem Donnerwort gegen alles Gemeine und Falsche bis in die Tiefe der Seelen einzudringen vermag. . . Noch nie sind bisher Auseinandersetzungen geschrieben worden, wie die über die alten Bilderzyklen oder gar der grundlegende Abschnitt über „Ikonographie und Symbolik der mittelalterlichen Kunst“; und eine Charakterzeichnung von einer gleich genialen Meisterhaftigkeit war der Renaissance bis dahin nicht zu teil geworden.“ [1]) Noch einmal spricht jetzt der Tote über diese Dinge zu uns in der genialen Einführungsstudie des zweiten Bandes der Cambridge Modern History über das „Medicäische Rom“.[2])

Fachgenossen sehen in der Geschichte der christlichen Kunst mit Recht ein Standard-Werk, das wohl von niemandem als von ihm so meisterhaft hat verfasst werden können.

Diesem wunderbaren Resumé seines Wissens und Könnens auf archäologischem und kunstgeschichtlichem Gebiete stellte Kraus ein anderes, in seiner Art nicht minder imponierendes Pendant in seinem grossen Dante-Werk zur Seite.[3]) Gleichsam als kunstgeschichtliche Ein-

---

[1]) J. Sauer, a. a. O.

[2]) Cambridge University Press, Cambridge 1903. 1—35.

[3]) Dante: Sein Leben und sein Werk, sein Verhältnis zu Kunst und Politik. Berlin 1897.

leitung zu dem literar- und kulturhistorischen Werke über den grossen Florentiner Sänger gingen „Signorellis Illustrationen zu Dantes Divina Commedia“ (1892) voraus. In beiden Arbeiten suchte der Verfasser zunächst den Einfluss der dichterischen Schöpfungen auf die bildende Kunst nachzuweisen. Doch damit konnte ein Mann wie Kraus, in dem Dante einen, ich möchte fast sagen, kongenialen, Biographen gefunden, sich nicht begnügen. In diesem mittelalterlichen Heros wollte er das Erwachen eines neuen, des modernen, nach Recht und Wahrheit dürstenden Menschen zeigen, der sich seines hohen sozialen und humanitären Berufes jederzeit bewusst ist und selbst mit Überwindung jeglicher Not und Gefahr ausübt. Keine akademische Kleinmalerei konnte sich an die Lösung solcher Probleme heranwagen. Den Mut dazu mochte nur der finden, der mit dem gehetzten Sohne der undankbaren Vaterstadt Florenz bekannte: dass das Wissen eines jeden Menschen einen wohltätigen, einen sozialisierenden Einfluss haben müsse.

Die Worte, mit denen Dante seine Abhandlung über die Monarchie eröffnet: „quemadmodum de labore antiquorum ditati sunt, ita et ipsi pro posteris laborent“ waren Kraus aus dem Herzen gesprochen. Auch er hätte es als eine Verletzung seiner Pflichten angesehen, wenn er die reichen Erfahrungen seines im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes aufgeriebenen Lebens nicht auch als Politiker in des Wortes edelster Bedeutung zu verwenden gesucht hätte. Hat er doch selbst in einem als Manuskript gedruckten Begleitworte, welches er nur Freunden zusandte, den Ausspruch getan:

„In sturmbewegter Zeit weiss ich nichts Bess'res
Als Dante folgend der empörten Welt
Ein Wort des Friedens und der Liebe bringen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Welch' köstlich Ding es ist um jene Liebe,
Die Liebe, die umschwinget Sonn und Sterne.“

Bedeutende Männer pflegen schon zu Lebzeiten einen Kreis um sich zu sammeln, der für sie wirbt und sich allmählich zur Schule entwickelt. Geniale Naturen erfassen aber für alle Zeiten die ganze oder doch die gebildete Menschheit durch den Zauber ihrer Macht, und fast in jedem Jahrhundert finden sie einen glänzenden Interpreten ihrer Werke, einen berufenen Erklärer ihrer Doktrinen. Nie vielleicht hatte Dante einen beredteren Dolmetscher seiner Ideen über Staat und Kirche, einen überzeugteren Verteidiger des von ihm ersehnten idealen Katholizismus gefunden als in Franz Xaver Kraus, dessen „eigentlicher Leitstern“ er war. Diejenigen, welche diesem Unklarheit und Verschwommenheit seines kirchenpolitischen Programms vorwerfen, erheben dadurch indirekt ihre Stimme auch gegen den Florentiner Meister, in dessen universaler Schule Kraus die Prinzipien seiner Kirchenpolitik sich angeeignet. Wir werden daher wohl nicht fehl gehen, wenn wir behaupten, dass es Dante in unserer Zeit mutatis mutandis um kein Haar besser ginge, wenn er, wie im dreizehnten Jahrhundert, mit dem gleichen Freimut von den heutigen Schäden an Haupt und Glieder der Kirche zu sprechen anheben würde. Die Verkennung und Verketzerung, der ungerechtfertigte Tadel und Hass, den sich sein gelehrter, sein so berufener Kommentator zugezogen, fällt zum grossen Teile auch auf ihn, den grossen Dichter selber zurück.

Mit der monumentalen Monographie, die Dante Alighieri schildert, tat Kraus wieder einen Schritt zurück auf das verlassene Gebiet der Kirchengeschichte, auf dem er neben Döllinger allzeit als eine der hervorragendsten Gestalten gelten wird. „Trachten sie stets darnach ein Werk zu verfassen und nehmen sie sich nie vor, ein Buch zu schreiben. Zwischen einem Werke und einem Buche besteht derselbe Unterschied wie zwischen einem

Geplauder und einer Rede. Ein Buch wird mit Tinte, Papier und Feder, mit einem guten Gedächtnis und mit geistiger Unenthaltsamkeit geschrieben. Ein Werk dagegen entsteht auf Grund einer Idee und eines Themas, die sich gegenseitig decken und ergänzen, durch die Fähigkeit Stoff und Gedanken so innig mit einander zu verbinden, dass sie unzertrennbar werden. Das freilich vermag nur ein geübtes Talent und eine ausdauernde Geduld."[1]) Diese Worte, welche J. Joubert zu Beginn des 19. Jahrhunderts an seinen Freund Molé schrieb, könnten als Motto dienen für eine zutreffende Charakteristik des grossen Dantewerkes und seines Verfassers. Wenn wir sie anführten, so taten wir es gleichsam, um eine von ihm selbst geteilte Meinung inbezug auf die Abfassung grösserer Werke hier einzuschalten. Hat er doch gerade den zitierten Ausspruch in seinem Handexemplar der Korrespondenz von Joubert besonders angestrichen und im Essay über Joubert vermerkt.

Auf Kraus' Stellung zu den kirchenpolitischen und und religiösen Anschauungen des schwermütigen Verbannten von Florenz werden wir noch zurückkommen. Worauf es hier ankam, war, die Bedeutung des Freiburger Gelehrten zur Wissenschaft an der Hand seiner hauptsächlichsten Werke zu charakterisieren. Es erübrigt noch, in Kürze dieselben nach der ästhetischen Seite zu würdigen. Taine sagte einmal, als er auf die Darstellungsweise von Niebuhr zu sprechen kam: „Il faut être Allemand pour avoir le talent de rendre la science aussi désagréable."[2]) Kraus, der eifrige Bewunderer französischer Urbanität,

[1]) Les Correspondants de J. Joubert, 1785-1822. Lettres inédites publiées par Paul de Raynal. Paris, 1883, 309. Kraus selbst hat den deutschen Leserkreis mit Joubert durch einen seiner gelungensten Essays bekannt gemacht. Vgl. Essays I, Jouberts „Gedanken und Briefwechsel". 25 — 64.

[2]) Lettre à C. de Witt, 23 oct. 1851 i. Rev. d. Deux Mondes 1903, 15. Dez., 776.

der selbst von dem Geiste des französischen Klassizismus nicht unberührt geblieben, hatte nun unter seinen gelehrten Zeitgenossen mehr denn einen, auf den das Taine'sche, aus den fünfziger Jahren stammende Verdikt über das deutsche Gelehrtentum nicht mehr passte. Er selbst, dessen Seele so fein empfand, musste selbstverständlich dem Kult des Schönen in allen seinen Formen huldigen. Vollendete Anmut und Leichtigkeit der Sprache verbanden sich bei ihm mit einer seltenen Klarheit und Schärfe des Blickes, namentlich in der Beurteilung von Zuständen und Menschen. In der überlegenen Art, wie er die historische Entwickelung durchschaute, wird er allzeit als ein Meister in der Darbietung und Behandlungsweise selbst des sprödesten Stoffes gelten müssen. Was das heisst, bei einem Manne wie Kraus, dessen lange Reihe wissenschaftlicher Werke in ihren Anfängen um mehr als vierzig Jahre zurückliegen, kann nur der vollauf würdigen, der Kraus an der Arbeit gesehen und von ihm selbst erfahren, wie ernst er es mit der Aufgabe des Gelehrten nahm. Sein anonymer Biograph in der „Kölnischen Volkszeitung" hat darum das Richtige getroffen, wenn er von Kraus sagt: „Er hatte die Gabe, den Dingen und Personen immer die interessanteste und doch die Wahrheit enthaltende Seite abzugewinnen, in ein paar blinkend gemünzten Ausdrücken das Wesentliche zu treffen, die Geschichte mit geistreichen, aber immer aus der Sache selbst geschöpften Reflexionen zu durchweben, seiner Diktion humanistische Leichtigkeit und Eleganz zu verleihen. Seine Stärke war nicht die feierliche Historiographie, sondern der Essay, zu der er einen guten Teil französischen Esprits und prickelnder Darstellungsgabe mitbrachte. Namentlich hat er das Verdienst, die kirchengeschichtliche Forschung hinausgeführt zu haben auf den Boden der archäologischen Monumente, und sie damit nicht

bloss ganz wesentlich erweitert und vertieft, sondern ihr auch den kulturhistorischen Geist eingeflösst zu haben. An Grösse des Talentes steht er Döllinger am nächsten, an Vielseitigkeit der Begabung und der wissenschaftlichen Arbeit übertrifft er ihn.“[1]) Wenn auf einen Historiker unserer Zeit jenes aristokratische und in mancher Beziehung wahre Wort des Prinzen von Ligne: „Il faut être homme de bonne compagnie pour écrire l'histoire“[2]) angewendet werden kann, so ist es sicherlich bei Kraus der Fall, „dieses wohl an Beziehungen reichsten aller deutschen Gelehrten unter Fürsten, Staatsmännern, Aristokraten, Priestern und Gelehrten aller Art. Er selbst hatte und war eben von diesem allem etwas.“[3])

Auf die Lehrtätigkeit eines solchen Mannes konnte die Freiburger theologische Fakultät, als sie ihn 1878 in ihre Mitte berief, mit Recht grosse Hoffnungen setzen. In einer anderen Zeit, in einem durch wüste politische Agitation weniger durchwühlten Milieu, anderen Repräsentanten des Episkopats gegenüber, hätte Kraus eine mächtige, segensreiche akademische Wirksamkeit entwickeln können. Zu seinem imposanten Wissen gesellte sich beim Vortrag die Gabe einer glänzenden Diktion, die Begeisterungsfähigkeit für alles Hohe und Edle, das er als solches, sei es auf religiösem oder ästhetischem Gebiete erkannt hatte. Der Ruf seiner vornehmen Eloquenz und seiner weit über das Niveau der akademischen Kreise hervorragenden Darstellungsgabe drang bald aus den Hörsälen der Universität hinaus in die Öffentlichkeit, führte ihm aus allen Schichten der gebildeten Welt Hörer zu und veranlasste häufige Einladungen zu Vorträgen und Ansprachen. Durch die Universalität seines

[1]) 10. Jan. 1902.

[2]) Sénac de Meilhan, L'Émigré, publié par C. Stryienski et F. Funck-Brentano, Paris (Fontemoing) 1904 Préf. IX. 1.

[3]) L. Schemann: Deutsche Monatsschrift I. 865.

Wissens und die Anpassungsfähigkeit seines Könnens hätte er wie wenige katholische Gelehrte der Gegenwart die Bildungselemente, die das 19. Jahrhundert von der Antike, dem Mittelalter, der Renaissance überkommen, mit der modernen historischen und naturwissenschaftlichen Methode innerhalb der katholischen Kirche versöhnen und das Misstrauen beseitigen können. Dem germanischen Geiste, bei welchem der historische Sinn eine so wunderbare Verfeinerung und Verbreitung gefunden, glaubte Kraus für die nächste Zukunft die hohe Mission zuerkennen zu müssen, durch welche ein Wandel in der Stellung der kirchlichen Kreise zu Gunsten der modernen Wissenselemente sich vollziehen sollte. Mit grosser Zuversicht hat er diesen Gedanken in einer akademischen Festschrift in den Worten ausgesprochen: „So wird glaube ich auch einst der Tag kommen, wo die Kirche in dem historischen Sinn der deutschen Nation einen zwar niemals schmeichelnden und schönfärbenden aber ehrlichen und zuverlässigen Freund entdecken wird.“ [1]) Kraus konnte damals nicht wissen, dass das schmeichelnde und schönfärbende Element mit dem in Deutschland zur Macht gelangten Ultramontanismus die kritische Selbständigkeit, die mutige Ehrlichkeit unterdrücken, dass dafür der altfranzösische Freiheitsdrang von neuem auch in Theologenkreisen erwachen und das ultramontane Deutschland im Hintertreffen lassen würde.

In den letzten Jahren seines Lebens hat er eingesehen, dass die von deutscher Seite ausgegangene Anregung in Frankreich auf fruchtbaren, weil nicht von ultramontanen Parteielementen ausgesogenen Boden gefallen und lies dies selbst Studenten gegenüber nicht ohne Wehmut durchblicken. Er war eben doch nicht jener

---

[1]) F. X Kraus; Über das Studium der Theologie sonst und jetzt. Prorektoratsrede 17. Mai 1890. 52.

verschlossene Professor, von dem gewisse Leute warnend zu berichten wussten. Selbst ungeschickten Anfängern gegenüber lies ihn seine oft entzückende Liebenswürdigkeit selten im Stiche. Denen, die ernstlich arbeiten wollten, stand seine Türe allzeit offen. Manch einem unter seinen Hörern gab er die Erlaubnis, ihn, wenn es anging, täglich nach acht Uhr abends aufzusuchen. Gewiss hat er es nie auf eine systematische Heranbildung eines sogenannten Schülerkreises abgesehen, und doch können wir sagen, dass es nicht sein geringster Schmerz war, sich nicht mehr, als es „äussere“ Umstände erlaubten, angehenden Theologen und Forschern widmen zu können.

Ein begeisterter Schüler von Kraus, der nunmehr auch dahingegangene Karl Bill, hat uns in den „Freien deutschen Blättern“ eine lebenswahre Schilderung eines Kraus'schen Kollegs hinterlassen, die wir hier im Auszuge wenigstens wiedergeben möchten. „Mit leiser Stimme“, schreibt Bill, „begann Kraus seinen Vortrag. Erst allmählig richtete er sich, sozusagen ruckweis auf, bis er sich mit den Schultern an der Rückwand des Katheders anlehnen konnte. Jetzt erst sah man ihm ganz in das schöne, unentstellte, majestätische Antlitz: die Stirn war hoch und fast breit. Darunter spielten hinter einer Brille zwei dunkle Augen, bald klar und wie verzückt strahlend, wenn er eine hochbedeutsame Periode der Kirchengeschichte charakterisierte, oder seine jungen Theologen für einen grossen oder heiligen Mann begeistern wollte, bald rasch die Wirkung musternd, wenn er seinem liebenswürdigen Humor von Zeit zu Zeit freien Spielraum liess. Mit seinen Augen beherrschte er überhaupt den ganzen Hörsaal und durch sie goss er zunächst seine reiche vornehme Seele aus in die Herzen seiner Hörer. Wer ihm einmal in einer Stunde der Begeisterung für christliche

Ideale fest in's Auge geschaut hat, wird diesen von reinster, idealster Liebe verklärten Blick wohl schwerlich mehr vergessen. Seine Rede war fliessend — er trug stets ganz frei vor, obwohl er die Druckbogen seiner Kirchengeschichte vor sich liegen hatte — und so leicht, dass man sich schwerlich etwas Müheloseres vorstellen konnte. Wie er schrieb, so redete er auch und zwar nicht nur auf seiner Lehrkanzel, sondern auch im Gespräche. Da war alles so vollkommen im Satzbau und Ausdrucksweise, dass es sofort ohne Änderung druckfertig gewesen wäre. Bei ihm gab es den bei weltmännisch ungewandten Gelehrten so oft zu beobachtenden Zwiespalt von Umgangs- und Kathedersprache, so weit die Form allein in Betracht kommt, kaum oder doch nicht so merkbar, dass der höhere Stil bei ihm den Eindruck des Erzwungenen oder zu Hause fein Ausgearbeiteten hinterlassen hätte. Man fühlte es, hier musste der Augenblick alles erst geben, aber das bei einem Manne, der die Ausdrucksmittel der Sprache mit seltenster Virtuosität beherrschte. Überhaupt musste man während seines Vortrages oft die ganze Skala menschlicher Gefühle durchleben, die er wie ein Künstler zu wecken und zu solcher Höhe emporzutreiben verstand, dass das Auditorium oft eine Viertelstunde lang wie gefesselt mit den Blicken an seinem Munde hing, aus dem die zarte seelenvolle Stimme so mühelos hervorquoll. Wenn man dann am Ende so langer Vorlesungen (er las oft zwei Stunden ununterbrochen hintereinander) durch den phrenetischen Jubel der Zuhörer aus seiner weihevollen Stimmung aufgeschreckt wurde, musste man sich wundern, wie rasch die Zeit dahingeeilt war und merkte jetzt erst die Ermüdung, die man sich durch die gespannte Aufmerksamkeit zugezogen hatte.[1]

1) Freie deutsche Blätter, 1902 Nr. 3. Erinnerungen an Kraus von Karl Bill.

Die glänzenden Erfolge, die ein so gefeierter akademischer Lehrer wie Kraus im Kolleg erzielte, haben, wie man es doch glauben sollte, Kraus keineswegs befriedigen können. Im Gegenteil, sie waren ihm eine Quelle bitterer Enttäuschungen, denn es war ihm so zu sagen unmöglich gemacht, die in seinen Vorlesungen gegebenen Anregungen im engeren Kreise oder im persönlichen Verkehr mit seinen Hörern fruchtbringend zu gestalten und weiter zu vertiefen. Auch in dieser Hinsicht bietet das leidenvolle, schwergeprüfte, durch unausgesetzte Verfolgungen seitens der ultramontanen Richtung in kirchlichen und theologischen Kreisen verbitterte Leben, von F. X. Kraus eine Folie zu den Acta martyrum moderner Wahrheitssucher die einen mit Wehmut erfüllen muss. [1]) Das Zugeständnis, das der Verfasser der offiziellen, im Namen der theologischen Fakultät zu Freiburg herausgegebenen Erinnerungsschrift, wenn auch in reservierter Form, nach dieser Seite hin gemacht,[2]) wiegt ganze Bände auf

[1]) Wie man in kath. Konvikten vor allem die Dressur des Geistes und Willens anstrebt und selbst die sonst statutengemäss gewährte, relative Lernfreiheit des Einzelnen vernichtet, zeigt folgender Passus, den Bill dem Freiburger Konvikt widmet.

„Von den Konvikttheologen, welche den Wunsch in sich fühlten, einem so seltenen Geiste wie Kraus näherzutreten, um bei ihm eine methodische Anleitung zur Quellenforschung oder zum Studium der Kunstgeschichte zu erhalten, hatten nur die wenigsten den Mut, sich bei ihm persönlich vorzustellen. Wenn sie von den Vorstehern des Konviktes vernommen hatten, dass dem künftigen Priester der Erzdiözese das Konvikt und namentlich sein „Geist" über alles, besonders die Universität gehen müsse, wo der verwerfliche Geist des kath. Liberalismus immer noch nicht ausgestorben sei, und dabei die erregten und drohenden Mienen dieser Vorstände sahen, blieben sie daheim. Ja sogar, wenn einer von ihnen Kraus' Geschichtskolleg zum zweitenmale hören wollte, wurde er vom Konvikts-Direktor citiert und mit guten und bösen Vorstellungen davon abzubringen gesucht, obwohl in den Konviktsstatuten ausdrücklich vermerkt war, dass ein Theologe jede theologische Vorlesung, die nicht mit seinen pflichtmässigen Stunden collidiere, ohne weiteres besuchen dürfe." (Freie Deutsche Blätter 1902, Nr. 4, 5. Jan., 43, ferner 44 und 45.

[2]) „Endlich gab es Kreise und Schriften, die hinter jeder Selbständigkeit des Urteils und Charakters den Geist der Empörung

und bestätigt in seiner Weise die ultramontanerseits so unangenehm empfundenen Enthüllungen, die ein ehemaliger Schüler von Kraus, der bereits erwähnte Karl Bill, auf Grund eigener Erfahrungen veröffentlichte. Wer von der akademischen Lehrtätigkeit von F. X. Kraus spricht, der muss, wenn er wahr und getreu berichten will, auf die für gewisse Kreise beschämenden Aussagen des von Kraus hochgeschätzen jungen Geistlichen, Karl Bill,[1]) zurückkommen. Mag Bill in der Form vielleicht gefehlt und in der Äusserung seiner Entrüstung zu weit gegangen sein, die von ihm vorgebrachten Tatsachen sind nicht nur zahlreichen anderen katholischen Geistlichen Badens bekannt, sondern auch von manchen bestätigt worden. Seinem Zeugnis gebührt darum an dieser Stelle volle Beachtung und rückhaltlose Anerkennung, bietet es doch einen Beitrag dafür, wie man in massgebenden „kirchlichen“ Kreisen über die Freiheit wissenschaftlicher Forschung, selbst überzeugten Katholiken gegenüber denkt, dann gestattet es den naheliegenden Schluss auf die systematische Bekämpfung der Freiheit der Wissenschaft überhaupt. Wie man in gewissen „kirchlich gesinnten“ Kreisen über die deutschen Universitäten als

witterten, und welche die Schüler gegen den Lehrer der Kirchengeschichte misstrauisch machten. Die Wahrnehmung solcher Ängstlichkeit musste dem Gelehrten . . . . . überaus schmerzlich sein, und er wurde, um die Schüler nicht in Schwierigkeiten, vielleicht gar in Gewissenskonflikte zu verwickeln, mehr und mehr zurückhaltend gegen sie.“ Zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus von Dr. K. Braig. Freiburg i. B. 1903 S. 33 f.

[1]) Wiederholt hat F. X. Kraus dem Verfasser dieser Schrift gegenüber mit Liebe und Hochschätzung von Karl Bill gesprochen. Bei dieser Gelegenheit erwähnte Kraus, sichtlich bewegt, wie er Manchem zum Verhängnis und wie Pietät und Anhänglichkeit ihm gegenüber für so Viele schon eine Ursache der Zurücksetzung und der Verfolgung geworden. Selbst im Tode hat der plötzlich aus dem Leben abgerufene Karl Bill eine jeglicher Humanität, von christlicher Nächstenliebe gar nicht zu reden, hohnsprechende Behandlung seitens der in Betracht kommenden katholischen Presse erfahren müssen.

„Zentren des Wissens“ denkt, hat ja der Referent für die bayerischen Universitäten, Domdekan Dr. Schädler, noch vor kurzem in Salzburg mit lobenswerter Offenheit ausgesprochen.[1] Kraus, dem die Hintergedanken des Ultramontanismus auf allen, auch auf wissenschaftlichem Gebiete bekannt waren, „wusste nämlich, dass er umsonst oder doch fast umsonst doziere und dass seine edelsten Bemühungen statt zum Danke ihm zur bittersten Befeindung umschlugen. Für vergebliche und aussichtslosen Bemühungen war er aber nie zu haben. Er wusste durch langjährige bittere Erfahrung, dass im theologischen Konvikt zu Freiburg und noch mehr im Priesterseminar zu St. Peter im Schwarzwald, wo der heranwachsende Klerus der Erzdiözese „erzogen“ wird, ein eigentümliches, schon Jahrzehnte lang eingerichtetes System existiert, wodurch die jungen Priesteramtskandidaten systematisch ihren rechtmässigen, im Auftrage von Kirche und Staat dozierenden Lehrer entfremdet werden, bis sie einsehen gelernt haben, dass Kraus neben Schell in Würzburg der grösste „Feind der kath. Kirche“ sei.“ Und Bill fährt in seinen, von hoher sittlicher Entrüstung gegen die Gegner seines verehrten Lehrers getragenen Darlegungen also fort: „So suchte man den Einfluss eines der ersten katholischen Gelehrten von ganz Deutschland zu paralysieren. Allein trotzdem konnte man auch in Freiburg die Macht einer edlen, nur die Wahrheit liebenden

[1] „Die Universitaten sind die grossen Zentren des Wissens und der Wissenschaft, deren Quell und Sammelbecken, von dem aus Wissen und Wissenschaft in Tausenden von Kanälen: durch Beamte, Ärzte, Rechtsanwälte u. s. f. hinausströmt in die Lande unter das Volk. Nun sind aber diese Hochreservoirs vergiftet, das Wasser, das ihnen entspringt, kann darum nicht gesund und lauter sein. Unter dem Vorwand von Wissenschaft reisst man mit roher Hand den Glauben aus dem Herzen der Studierenden und mit dem Unglauben geht die Zunahme der Unsittlichkeit Hand in Hand. Dagegen hilft nur eins: die Gründung einer freien kathol Universität.“ (Das zwanzigste Jahrhundert. 1904. Nr. 9.)

Persönlichkeit und die Kraft seines mächtigen, von freier Überzeugung getragenen Wortes nicht ganz unwirksam machen. Kraus hat eine zahlreiche Gemeinde von Schülern, die ihn im Leben liebten, wie es nur wenigen Sterblichen zuteil geworden, die an seinem Grabe trauern, wie um den Verlust eines Vaters und Freundes, welcher ihnen geradezu ein höheres Leben geschenkt hat, und von denen es sich viele zur Ehre anrechnen, dass sie für ihn und mit ihm unter dem Drucke einer der grausamsten Verfolgungen leiden durften." Und in glühender Begeisterung, mit einer Siegesfreude, die nur im Herzen eines hoffnungstrunkenen Martyrers, der für eine hehre und ideale Sache sich opferte, noch erwachen kann, begrüsste der Schüler die kommenden Segnungen, die das Werk des Meisters in einer neuen Epoche entwickeln würde, als er schrieb: „Dieser Mann wird aber einstens wieder auferstehen, wenn seine Zeit gekommen sein wird, um dann nicht mehr zu sterben und seine volle Wirksamkeit entfalten. Jetzt lebte er nur zur Unzeit, verkannt und verfolgt, was er „den grossen Schmerz seines Lebens" nannte.[1]) . . . . .

Es ist für den „müden Pilger" nicht leicht, unter solchen Umständen die Reise von Tag zu Tag fortzusetzen. Sein Trost kann nur das sein, dass der „grosse Tag des Herrn nahe, sehr nahe ist und eilig heranzieht".[2]) Solche Worte waren Kraus geläufig, wenn er mit wehmütiger Resignation sein grosses Lebenswerk als Gelehrter und als Lehrer betrachtete. Noch wenige Tage vor seiner letzten Reise über die Alpen, entrollte er dem Verfasser dieser Schrift, gleichsam unter der Vorahnung seines nahen Todes stehend, ein scharfumrissenes Résumé seines ganzen Lebens. Dabei schien er mit allem, auch

[1]) Freie Deutsche Blätter 1902 25. Jan., Nr. 4.
[2]) Sophon. 1, 14.

mit der letzten Hoffnung in seinem bisherigen Wirkungskreise dauernde Spuren zu hinterlassen und einst seine Ideale verwirklicht zu sehen, gebrochen zu haben. „Hier“, fügte er bei und bezog die Worte auf die theologische Fakultät, „werde ich, wenn ich mich demnächst zurückziehe, keine Anhänger meiner Ideen hinterlassen. Für das, was ich gewollt, habe ich niemals Verständnis gefunden!“ Noch in weiter Ferne und namentlich in der jungen, damals noch froh aufstrebenden, heute mehr als je unterdrückten, geistig idealen Strömung im deutschen Katholizismus, mochte er den Sieg seiner Gedanken sehen. Und dieses Vertrauen wieder entsprang aus einem festen innigen Glauben. Weder seine Studien noch seine Lebenserfahrungen hatten denselben im Grunde erschüttert, wie dies sonst bei anderen in viel jüngeren Jahren einzutreten pflegt. Mochte er als Gelehrter die Entwickelung, aus welcher die geschichtlich erwachsene Papstkirche hervorgegangen, als mit dem stereotypen Bilde, welches die Schultheologie und die Hierachie von ihr entwerfen, im grellsten Widerspruch gewahren, der Glaube an die von ihr vertretene Religion blieb bei ihm unangetastet. Dieser fromme und feste Glaube hinderte ihn aber nicht minder und zwar noch in seiner letzten programmatischen Schrift, im „Cavour“, ein Bekenntnis abzulegen, das jedem modernen Menschen Ehre macht. Nachdem er seiner politischen Gesinnung Ausdruck gegeben, fügt er mit Rücksicht auf sich selbst hinzu: „Aber er, (der Verfasser) hat auch frühzeitig gelernt, die Dinge der Gegenwart nicht mehr durch das Oeil de boeuf zu sehen, und wie sich die grosse Entwickelung Italiens und Deutschlands seiner Beachtung darbot, hat er begriffen, dass die Zeit der alten Parteien vorüber ist und dass der christlichen Gesellschaft nichts Schlimmeres begegnen konnte, als dass man es unternahm, sie an vergängliche

Institutionen binden zu wollen; . . . . es ist Zeit, dass die Katholiken vorwärts, nicht rückwärts schauen “ [1])

Aber wenn Kraus seinen Schülern, allen aufgeklärteren, nicht opportunistisch gesinnten Katholiken ein grosser Lehrmeister war, in der Kunst, die Dinge kritisch zu prüfen, die verdorbene Schale von dem gesunden Kern zu trennen, so war er es nicht minder in der Kunst, Mittel zur Heilung, zur Abwehr zu finden. Er hat auf den längstverlassenen Pfaden, welche von der historisch gewordenen katholischen Kirche zur Idealkirche Christi zurückführen, neue Wegweiser aufgestellt, durch den von ihm geprägten Begriff des „religiösen Katholizismus,“ durch seine Warnungen vor den Verheerungen des Jesuitismus auf wissenschaftlichem, theologischem, religiösem und politischem Gebiete.

Der Mann, dessen Namen für immer mit dem wissenschaftlichen Risorgimento eines vornehmen, idealen Katholizismus im 19. Jahrhundert verbunden ist, hat noch in seinem Testamente Verfügungen getroffen und Worte gefunden, welche die Geschichte der Freiburger Universität und ihrer Gelehrten nicht minder als die Geschichte Badens der Zukunft erhalten und dankbar erzählen wird. Es gilt dies zunächst von der Schenkung eines beträchtlichen Teiles seiner kostbaren Büchersammlung an die Universität, ferner von der Bestimmung, dass das von ihm hinterlassene Vermögen zur Fundierung eines Lehrstuhles für christliche Archäologie verwendet werden möge. Diese letztwillige Aeusserung sollte ein „Ausdruck des Dankes sein, welchen er seinem gnädigen Landesherrn, dem Grossherzog zollte, dessen höchstes Vertrauen ihn für immer verpflichtet hat“ Diese Schenkung sollte aber „endlich ein Ausdruck der Sympathie für das Land sein,

[1]) F. X. Kraus. Cavour. Die Erhebung Italiens i. 19. Jahrhundert. Mainz (Kirchheim) 1902, Vorwort.

welches ihm eine zweite Heimat geworden ist". Höchst wichtig und der Erwähnung wert, ist jene mit ebenso grossem Mute als Scharfblick formulierte und an die Verwendung seiner Hinterlassenschaft geknüpfte Bedingung, dass der Dozent für den zu errichtenden Lehrstuhl der christlichen Archäologie „auf keiner von Jesuiten geleiteten Anstalt gewesen sein darf."[1])

Man kann von F. X. Kraus als von einem Gelehrten unserer Zeit nicht sprechen, ohne seine Stellung zur modernen Frauenfrage zu berühren. An diesem so wichtigen Gegenstand vorübergehen, hiesse eine Lücke selbst in einer so skizzenhaften Darstellung wie der vorliegenden offen lassen.

Ein französischer Schriftsteller, wenn ich nicht irre, war es Lebrun, sagte den Frauen: „Inspirez, mais n'écrivez pas". Kraus dachte in diesem Punkte ganz anders und meinte, dass er diesen Rat auch vom schönen Geschlecht nicht befolgt wissen möchte.[2]) Er, der die grosse Bedeutung der vornehmen Frauensalons in der Geschichte der französischen Litteratur und der Politik so hoch ausschlug, sie als die glänzendsten Mittelpunkte der Pariser Geburts- und Geistesaristokratie betrachtete, ihr Fehlen in Deutschland ebenso bedauerte, wie Guizot ihr allmähliges Zurücktreten in Frankreich beklagte,[3]) wollte

---

[1]) Von der Notwendigkeit dieser Vorsichtsmassregel, die er in seinem Testament getroffen, hat Kraus noch in seinem Leben mit verschiedenen Persönlichkeiten gesprochen. Er wollte nämlich im Voraus die Lehrfreiheit vor etwaigen unberechtigten Eingriffen der kirchlichen Behörde schützen. Wenn diese nun doch erfolgten, so sollte der Lehrstuhl in der philosophischen Fakultät errichtet werden.

[2]) Vgl. F. X. Kraus. Louis Numa de Salis (1803–1880). Ein Lebensbild aus Lothringen. (Separatabdruck aus der Gemeinde-Zeitung für Els.-Lothr. 1880, Nr. 50, 5).

[3]) Fontenelle, Montesquieu, Voltaire, Turgot, d'Alembert, s'ils revenaient parmi nous, seraient bien surpris de nous voir remarquer une telle maison et ses habitudes comme quelque chose de singulier et de rare. Vgl. Guizot: Mélanges biographiques et littéraires. Paris 1868. 50 ff

die geistige Anteilnahme bedeutender Frauen an kulturellen und wissenschaftlichen Dingen nicht nur auf die Anregungen des Salons beschränken. In einem besonderen Essay über „Frauenarbeit in der Archäologie“ hat F. X. Kraus in meisterhafter Weise die moderne „Frauenfrage“ behandelt, die er keineswegs mit dem hässlichen Worte Frauenemancipation charakterisieren und schlankweg abtun wollte. Schrieb er doch: „Die Frage, wie der unverheirateten Frau eine ihrem Geschlecht und ihren Verhältnissen angemessene Existenz zu beschaffen sei, trifft sowohl die niederen als die mittleren, selbst die höheren Stände. Insoweit sie die niederen Klassen angeht, kann sie als ein Teil der Arbeiterfrage angesehen werden. . . . . Viel weniger hat sich die Aufmerksamkeit auf das Los und die Hülfsmittel jenes grossen Bruchteils der Frauenwelt gerichtet, welche den besseren Ständen angehört und nichtsdestoweniger materieller und geistiger Not ausgesetzt ist; . . . . ich möchte den Nachdruck legen auf die geistige Not Tausender, um nicht zu sagen Millionen von Mädchen und Frauen, welche mit den ihnen von der Natur verliehenen Gaben nichts anzufangen wissen, weil eine oberflächliche, futile Erziehung weder diese Gaben noch die Energie des Willens hinreichend ausgebildet hat, um ihnen die Verwertung desselben zu ermöglichen.“[1]) Mit Fénelon, für den er allzeit eine grosse Bewunderung an den Tag legte, war Kraus im Gegensatz zu anderen katholischen Theologen, namentlich ultramontanen, wie Keppler,[2]) wie wir sehen

[1]) Essays I. 255.

[2]) Bischof Keppler, der lange im Rufe eines liberalisierenden kath. Theologen gestanden und als ein aufrichtiger Freund von Kraus gegolten, hat diesen, ihn vor den Ultramontanen kompromittierenden Namen niemals verdient. Ueber die Engherzigkeit und die wahre Gesinnung dieses seltsamen Freundes des Freiburger Archäologen gibt eine kleine unscheinbare Recension i. d. „Lit. Rundschau“ (1896, Nr. 9, 279 f.) gründlich Aufschluss. Dort heisst es

und noch weiter ausführen werden, ein überzeugter Anhänger einer allseitigen, gründlichen und zwar nicht klösterlichen Frauenerziehung.[1]) Und, auf die Geschichte uns fernerliegender Epochen zurückgreifend, zeigte er, wie das Mittelalter in seinen Stiftshäusern und in seinen Beghinenanstalten sehr eigentümliche, aber durchaus geeignete Institute hatte, um dem unverheirateten Weibe eine würdige und sorgenfreie, zugleich aber der Gesellschaft nutzbringende Lage zu schaffen. Wenn auch in der neuesten Zeit die Frauenwelt in einer Reihe von Dienstleistungen und Stellungen verwertet werde, die ihr früher verschlossen waren, so erblickte Kraus in diesem Fortschritt noch keineswegs ein erstrebenswertes Endziel. Eine durchgreifende Behandlung dieses Teiles der Frauenfrage, schien ihm erst dann eintreten zu können, wenn wir uns an der Hand der geschichtlichen Entwickelung und gewissenhafter Beobachtung ein festes Urteil über die Frage gebildet haben, wie weit sich denn eigentlich die Befähigung der Frau erstreckt, welcher Ausbildung sie fähig ist, und welche Grenzen ihr gesetzt sind. Wir bedürfen mit anderen Worten, einer gediegenen Geschichte der Beteiligung des Weibes an der geistigen Arbeit des Mannes. Wie ernst es Kraus mit dieser Anregung nahm, mag daraus ersehen werden, dass er selbst in seiner Weise an die Lösung

über ein von einer gebildeten, französischen, katholischen Dame verfasstes Buch, das Frauenerziehung behandelt: „Etwas Bedenken erregt schon das Studienprogramm (!), namentlich der Katalog der . . . . ausgewählten Lektüre, in welchem auch die Namen Michelet, Victor Hugo, George Sand, Balzac, Renan prangen“ (sic!) Der Titel des Buches, gegen welches Keppler stark seine Stimme erhob, lautet: Nouvelle Éducation de la Femme dans les classes cultivées par la Vicomtesse d'Adhémar. Paris 1896.

[1]) O. Gréard hat in der Einleitung, die er zu seiner neuen Ausgabe über „Éducation des filles de Fénelon“, Paris 1890, geschrieben, den Erzbischof von Cambrai als einen Vorkämpfer der modernen Frauenerziehung geschildert.

der Frage herantrat und erklärte: „Ein jeder Fachmann kann dazu einen Baustein liefern, wenn er die Leistungen der Frauen auf seinem eigenen Wissensgebiete prüft und der allgemeinen Beurteilung unterbreitet. Solch' einen Stein auf die Baustelle zu liefern, war seine Absicht, als er 1890 den Essay über „Frauenarbeit in der Archäologie" verfasste.[1])

Es ist mir noch in der Erinnerung, dass Kraus in seinen kirchengeschichtlichen Vorlesungen 1889 und 1890 gelegentlich auch auf gelehrte Frauen des Mittelalters zu sprechen kam: auf Hroswitha, Herrad von Landsperg und last not least auf Heloise. „Die Zeit", die nach Aschylos „Alles entsündigt",[2]) liess auch ihm, auf Grund des bekannten Briefwechsels, die Heldin des grossen tragischen Liebesromans des Mittelalters, die gelehrte, in heisser Liebe zu ihrem berühmten Lehrer, Abälard, entbrannte Schülerin vom Zauber der Anmut und des Unglücks umwoben erscheinen, ähnlich wie ihre Schicksalsgefährtin Francesca da Rimini. Herrad von Landsperg, die er als einen Typus universaler, keineswegs provinzialer oder gar elsässischer Kultur im 12. Jahrhundert feierte, lieferte ihm den Nachweis, dass schon frühere Jahrhunderte wenigstens Spuren von Beteiligung der Frauen an den antiquarischen Bestrebungen aufweisen. Bekanntlich hat Herrad von Landsperg, die sinnige Äbtissin von Sankt Odilien im „Hortus deliciarum" all' das zusammengestellt, was einer gebildeten Dame ihrer Zeit und ihrer klösterlichen Richtung in Dingen der Kunst, der Mythologie, des Altertums und der Theologie zu wissen ziemte. Sie und ihre Gehülfinnen, bemerkt Kraus, welche den „Hortus" mit zierlichen Miniaturen schmückten, mögen als die Patroninnen jener Frauen dastehen, welche sich der

1) Vgl. Essays I. 255 f.

2) Eumenid. 275, Übers. v. Donner I 171.

Kunstarchäologie und speziell dem so anziehenden Felde der Ikonographie zugewendet haben, auf welchem bekanntlich England bisher das grösste Contingent weiblicher Mitarbeiter stellte.

Mrs. Jameson war die erste, welche namentlich in ihrem Hauptwerk „Sacred and Legendary Art (1848),“ den Versuch machte, eine Ikonographie der altchristlichen Denkmäler zu schreiben. „Was wir heute an Material besitzen“, sagt Kraus, „übertrifft dasjenige der Mrs. Jameson sicher um das Zehnfache: aber blicke ich auf die Tausende von Schedulae, auf denen ich seit fast dreissig Jahren meine Lesefrüchte auf diesem Gebiete eingetragen, so dient es mir, um mich zu überzeugen, wie weit wir noch von dem Ziele entfernt sind.“ [1]) Auf das nachfolgende Lob, aus dem Munde eines der gewiegtesten Kenner der christlichen Kunstgeschichte haben die Freunde gelehrter Frauenarbeit alle Ursache stolz zu sein; viele werden darin mit Recht eine Ermunterung erblicken für ihre Bestrebungen. „Immer aber,“ so führt Kraus weiter aus, „nehme ich voll Dankes und voll Anerkennung die Bücher der Mrs. Jameson zur Hand, und ich bewundere die Energie und den Mut dieser Frau, welche für ihre Zeit Etwas wagte, was wir uns heute nicht mehr oder noch nicht zu unternehmen getrauen.“ [2]) In Luisa Twining hatte Anna Jameson auf ihrem eigensten Gebiete eine Rivalin, deren Werke, wenn sie auch, was Anmut und Reichtum des Geistes betrifft, nicht mit denen Mrs. Jamesons verglichen werden können, ausser in England auch in Deutschland verbreitet sind.

Von „Archäologinen“, die dem Continente angehören, nennt Kraus Frau Dr. Schliemann in Athen, Madame Dieulafoy in Paris und Mrs. Elisabeth Lecky, geborene Baronin von Dedern. Sibylla Mertens-Schaffhausen und

---

[1]) Vgl. Essays I 257.

[2]) Ebenda, 269.

die Gattin des Professors Helbig in Rom erwähnt Kraus ebenfalls in diesem Zusammenhang. Auch in Rom, nur auf dem anderen Tiberufer als die Villa bei S. Onofrio, dem Heim Professor Helbigs, in einem Palast nahe bei S. Maria in Campitelli wohnt eine Frau, „welche“, nach Kraus' Zeugnis, „heute unzweifelhaft den Reigen der archäologischen Damen anführt.“ Es ist Donna Ersilia, Gräfin Caetani-Lovatelli,[1]) die Tochter eines der erlauchtesten Geschlechter Roms, aus dem jener herrschgewaltige Bonifaz VIII. hervorgegangen, eine jener vornehmen Damen, in deren Freundschaft und derem geistigen Verkehr Kraus sein eigenes, erweitertes Ich wiederfand. Ihr Salon wurde das Rendezvous aller Derer, welche Geist und Wissen nach Rom zusammenführte, Theodor Mommsen und Gregorovius waren hier alte gern gesehene Gäste. De Rossi, ein alter Hausfreund des Vaters, lieferte daselbst den Beweis, dass man ein grosser Altertumsforscher und doch ein Mann von vollendeter Grazie des Benehmens sein kann. Die Vertreter der französischen wie der deutschen Schule begegneten sich hier auf neutralem Felde. Leblant, Geffroy und Duchesne, welche einander in der Leitung der Ecole française de Rom ablösten, waren da häufige Besucher. An Kenntnis auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft wie an fachmännischer Ausbildung in der lateinischen und griechischen Sprache und Litteratur stand aber die schöne und majestätische Herrin des Hauses ihren Gästen nicht nach. [2])

Was diesen Frauen allen, welche sich an der archäologischen Forschung beteiligten und in diesem Studium Erquickung, Ablenkung und Trost, zum Teil auch Schutz gegen die Not des Lebens gefunden, gelungen

[1]) Vgl. Essays I. 277. Ausser den Blättern, die Kraus über die gelehrte Gräfin als Archäologin geschrieben, hat er ihr noch den zweiten Band seiner Essays gewidmet

[2]) Vgl. Ebenda. 280.

ist, verteidigt sie, wie Kraus am Schlusse seines Essay besonders hervorhebt, „gegen die Anklage, ein ihrem Geschlechte unzugängliches Gebiet betreten zu haben; mag es Andern Antrieb und Sporn sein, ihre Kraft zu versuchen.“ [1])

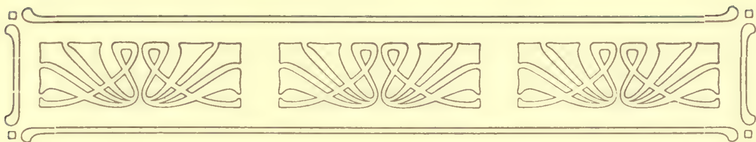
---

[1]) Ebenda, 280. In einem dichterischen Ergusse schrieb Kraus über die Anteilnahme der Frauen an den gelehrten Arbeiten des Mannes:

„Und sind die Frauen
Nicht Helfer des forschenden Manns,
Ihn treu behütend,
Dass ihm das Altertum
Mit frostigem Alter
Nicht vorzeitig begräbt?
Sie, denen die Jugend,
Länger als uns
Im Herzen glüht,
Sie, denen die Blume
Duftiger Dichtung
Nimmer verblüht?“

Nach dem Manuskript, aus einem grösseren Gedicht über die Beteiligung der Frauen an der Altertumsforschung datiert vom 9. März 1890.





III.

Ueber seine eigene Heimat, namentlich in einer Zeit des Übergangs, wo alle Dinge gewissermassen im Flusse begriffen sind, zu urteilen, hat immer einen Beigeschmack von Voreiligkeit oder gar von Torheit. Im Folgenden soll nun keineswegs eine Darlegung über die politischen Vorgänge oder über die Stimmung im Reichslande geboten werden, als F. X. Kraus daselbst als Gelehrter und zum Teile auch als politischer Berater wirkte. Seine Ansichten über Land und Leute in kurzen Zügen zu referieren, wie über sein Wirken im Reichsland zu berichten, ist der eigentliche Zweck dieser Ausführungen.

Unter so vielen bedeutenden deutschen Männern, die nach den Ereignissen von 1870 ihr Können und ihr Wollen den neugewonnenen Provinzen rückhaltslos widmeten, gibt es wenige, die es an wahrem Verdienst mit F. X Kraus aufnehmen können. Ohne jede politische Voreingenommenheit, frei von jedweden akademisch kleinlichen Germanisationsvelleitäten, mit vollem Verständnis für die Schätze französischer Kultur, welche er allenthalben im Lande vorfand, trat der Trierer Archäologe und Kunsthistoriker an die grossen Aufgaben heran, die seiner im Reichsland, vornehmlich in Strassburg, an der neu gegründeten Kaiser Wilhelms-Universität harrten. Wie wenige war er, dem sein wiederholter Studien-

aufenthalt in Frankreich gleichsam eine zweite Universität geworden, berufen, hier im Geiste des Friedens, der Verständigung und der Versöhnung zu wirken. Das waren nach seiner Ansicht mit der alle Gegensätze ausgleichenden Zeit, die wahren Motive, von denen man sich leiten lassen sollte, wollte man Elsass und die Elsässer geistig Deutschland wieder gewinnen. Wer ihn genauer kannte, der wusste, dass die Worte, die er einst über seinen elsässischen Freund Spach geschrieben, ihm ganz aus dem Herzen kamen und zum grossen Teile auch ihm selbst galten. Mit richtigem Gefühle fand er bald heraus, dass, sollte eine Verständigung zwischen Elsass und Altdeutschland eintreten, „die Eroberer selbst wissen müssten, mit wem sie es zu tun hatten. Ihn schmerzte es tief, auf Seite der Sieger nicht immer jenes rücksichtsvolle Verständnis für die Dinge und Menschen der elsässischen Heimat zu finden, welches er im Interesse beider Teile wünschen musste . . . . Es tat ihm weh, wenn er auf deutscher Seite nicht selten derselben Unkenntnis französischer Zustände und Litteratur, demselben Absprechen über die Nachbarn begegnete, das wir so oft bei den Franzosen beklagen. Wehmütig dachte er dann jener herrlichen Stunden, die er in den hochgebildeten Salons der Pariser Welt einst verlebt, — und ich fürchte,“ fügt Kraus hinzu, „der Vergleich ist nicht immer günstig für uns ausgefallen“.[1]) So konnte nur ein Mann sprechen, dessen gefühlvolle Seele alles, was die Freunde freudig oder schmerzlich bewegte, mitempfand, den gemeinsame Erinnerungen und Erlebnisse in eine innige Geistes- und Seelenverwandtschaft mit Elsass brachte. Wie oft hörten wir von ihm selbst, dass er sich dem Zauber jener reizenden Urbanität des Benehmens hingab, „die,“ wie er sagte, „ein Erbteil der romanischen Völker, bei uns

[1]) Essays I 17, f.

so selten, auch in Frankreich immer mehr ausstirbt, je stärker der demokratische Zug der Zeit sich gesellschaftlich geltend macht".[1])

Wie zahlreiche andere deutsche Männer, ich denke dabei ganz besonders an den verdienten, noch in voller Geistesfrische und körperlicher Rüstigkeit lebenden ehemaligen badischen Minister, Freiherrn von Roggenbach, stand auch F. X. Kraus bereits vor 1870 zu Elsass und Elsässern in guten Beziehungen. Der Verkehr mit den benachbarten deutschen Landen hatte ja früher niemals den Charakter der Exclusivität angenommen. Neben Spach, dessen Vorträge seiner Zeit eine geistige Vermittelung zwischen Frankreich und Deutschland bezweckten, gab es eine Reihe von tüchtigen Elsässern, wie Auguste Neffzer, Charles Dollfus, Emile Tachard, die bekannten Begründer der „Revue germanique" (1858),[2]) welche bemüht waren, in den Geist der deutschen Klassiker einzudringen, das Verständnis ihrer Dichtungen den Elsässern aufzuschliessen. Wenn es nach 1870 nicht gelungen ist, mit den Vertretern dieser geistig versöhnenden Richtung auch neue politische Bande anzuknüpfen, so ist die Schuld dafür nicht etwa nur auf einer Seite zu suchen.[3]) Mit diesen Elementen, als es noch Zeit war, politisch in Fühlung zu treten und ihre Vermittelung in Anspruch zu nehmen, hat man deutscherseits unter-

[1]) Ebenda.

[2]) Biographies Alsaciennes par A. Meyer. Colmar 1884. 2me Ser. 16. — Die „Revue germanique" von 1858 ist nicht zu verwechseln mit der älteren in der Tendenz verwandten „Nouvelle Revue germanique" von 1829.

[3]) Neffzer, Ch. Dollfus und Tachard waren gleich nach 1870 entschlossen, für Deutschland zu optieren und am Baue eines Neu-Elsass tatkräftig mitzuwirken. Die Bemühungen dieser Männer fanden jedoch keinen Anklang. Enttäuscht zogen sie sich vom politischen Leben zurück. Neffzer, der Begründer des „Temps" ging nach Basel, Dollfus nach St. Malo und Tachard nach Belgien.

lassen. Ob mit Recht oder Unrecht bleibt dahingestellt. Soweit dem Verfasser bekannt ist, haben sowohl Kraus als auch Baron von Roggenbach die Unterlassung bedauert.

Als Kraus den ehrenvollen Ruf als ausserordentlicher Professor für christliche Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Strassburg erhielt und bald darauf von dem damaligen Kaiserlichen Oberpräsidenten mit der Herausgabe einer grossartig angelegten Denkmalstatistik betraut wurde, ging er völlig voraussetzungslos an die schwierige Aufgabe heran. Das Problem, ob wir berechtigt sind, von einer einheitlich in sich abgeschlossenen kulturrellen oder politischen Geschichte des Elsass zu reden, hat Kraus nie aufgestellt, weil nach seiner Ansicht nur die Grundlage für eine im grossen und ganzen sich uns darbietende Kulturgeschichte der oberrheinischen Ebene, nicht aber die für eine ausschliesslich elsässische Geschichte vorhanden ist. Mit dem gleichen Rechte, sagte er, könnte Baden, das ebenso verschiedene Elemente wie das obere und untere Elsass in sich birgt, das in der Vergangenheit ebensowenig ein solidarisches Gefühl gekannt, territorial ebenso zerrissen war, den Versuch machen wollen, sich auf dem Gebiete der Kunst, der Kultur, der Politik eine gewisse Individualität vindizieren zu wollen. Für ihn, wie für so manche andere Forscher stand es gewiss, dass die rheinisch-wasgauischen Lande von altersher die Heimstätte deutscher Stämme, nicht aber der Sitz einer partikularistisch, einheitlich auftretenden elsässischen Politik oder gar einer Landeshoheit gewesen.[1]) Aus den Trümmern elsässischer Territorien, aus den centrifugalen Strömungen einheimischer, dynastischer und ständischer

[1]) Im gleichen Sinne äusserte sich auch mein verehrter Vorgänger im Colmarer Stadtarchiv Dr. Eugen Waldner. Vgl. L'ancienne confrérie des bonnetiers du Haut-Rhin. Introduction. (Extrait du Bulletin du Musée historique de Mulhouse). 1894, 5.

Interessen haben Ludwig XIV. und die Revolution erst jenen einheitlich gefügten Bau, welchen wir heute als Elsass bezeichnen, geschaffen. Das neue Deutsche Reich gliederte ihm mit den Metzischen und einem Bruchstück der Lothringischen Landesteile neue Elemente an und vereinigte beide zu einem politischen Ganzen, als es, ohne Rücksicht auf frühere historisch-geographische Abgrenzungen und Stammesverschiedenheiten, das „Reichsland“ schuf. Angesichts dieser grossen historischen Tatsache war Kraus, im Gegensatz zu anderen Forschern, der Ansicht, dass die gegenwärtige Kunstgeschichte aber auch die Historie besseres zu tun hat, als aus dem alten Trümmerfelde Bausteine zu holen, die dem modernen Gefüge doch nur einen archäistischen, nicht aber einen geschichtlich gewordenen Charakter zu verleihen im Stande sind. Darum hat er es in der Unterhaltung mehrfach gebilligt, dass der verdiente Herausgeber der „Landes- und Ortsbeschreibung“, Freiherr du Prel, sein unterdessen glücklich zu Ende geführtes Unternehmen mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung der Gegenwart unter dem Namen „Das Reichsland Elsass-Lothringen“ erscheinen liess.

Von solchen Gesichtspunkten liess auch Kraus sich leiten, als er an seine beschreibende Statistik der elsässischen und lothringischen Kunstdenkmäler herantrat. Wie sehr er dabei das Richtige getroffen und den Beifall doch des grössten Teiles der zeitgenössischen Elsässer gefunden, geht daraus hervor, dass sein Werk nicht zuletzt durch das einträchtige Zusammenwirken der einheimischen Altertumsfreunde und der später Eingewanderten einen so raschen und befriedigenden Abschluss fand. Hätte auch er in der entlegenen Vergangenheit den Keim für die Gegenwart, ja noch mehr eine Rechtfertigung für dieselbe suchen wollen, er hätte schwerlich schon

zu Anfang der siebziger Jahre jene im besten Sinne des Wortes patriotische Tat vollbringen können, welche nicht nur in der Fertigstellung seines Werkes, aber in der harmonischen Mitarbeit der Altelsässer mit den eingewanderten Altdeutschen besteht. Das ist eben das grosse Verdienst von F. X. Kraus um die reichsländische Sache, dass er die Gegensätze zu umgehen, die Irrungen zu überbrücken verstand, wenn er sich an die Arbeit begab. Gerade diese in den Augen der Elsässer so wohltuende Eigenschaft ist es aber auch gewesen, welche der deutschen Sache im Elsass am meisten nottat und auch heute noch am Platze ist, wenn positive Resultate erzielt werden sollen. Anerkennung freilich hat F. X. Kraus für seine weiterausschauende, nicht kleinlich schulmeisterliche Bemühung gerade auf altdeutscher Seite am allerwenigsten gefunden. Die Hochschule, der er bei ihrer Gründung angehörte, hat ihn lieber ziehen lassen, als sein Wissen und sein Können durch einen Vorschlag zu einem Ordinariate sich zu erhalten. Bei seinem Tode beobachtete sie die gleiche Zurückhaltung.

Zehn der besten Jahre seines Lebens hat F. X. Kraus der Erforschung der elsässischen Denkmäler gewidmet. Indem er den Monumenten und der Vergangenheit derselben nachging, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ja oft von Haus zu Haus, gesteht er, ein herrliches Land und ein treffliches Volk kennen gelernt zu haben.[1]) Und es wird die Zahl der Altdeutschen, die gleich ihm mit den Besten des Landes durch Beziehungen freundschaftlichster Art verbunden waren, eine auch heute noch beschränkte sein. Nichtsdestoweniger hat ihm ein feines Taktgefühl jeder Zeit es als inopportun erscheinen lassen, sich vorschnell auch nach Aussen hin mit den Interessen und Geschicken einer Provinz zu identifizieren,

[1]) Kunst und Altertum, II. VI.

die ihm doch durch eine Reihe mühevoller Arbeitsjahre so teuer geworden war. Auch in dieser vornehmen Reserve hat er nicht nur den einzig richtigen Weg eingeschlagen, sondern eine Überlegenheit des Geistes jenen wohl gutmeinenden eingewanderten Elementen gegenüber bewiesen, die dem elsässischen Lokalpatriotismus oft mit überraschendem Grossmut das Opfer ihrer Heimatsrechte, ja selbst ihrer Heimatspflichten bringen. Es sind dies meist Leute jener Richtung, die es besonders den Elsässern der ältern Generation allzeit übel vermerken, wenn sie ihre Neigungen zu Frankreich als dem Lande, das trotz aller Gegenversicherungen Elsass keineswegs so stiefmütterlich behandelt hat, offenkundig zeigten. Wie ganz anders verstand es Kraus selbst bei Elsässern und Lothringern altfranzösischer Abstammung nicht nur gesellschaftliche Wertschätzung, nein auch regen und freundschaftlichen Verkehr zu finden. Zu diesen letzteren gehörten in Elsass unter vielen Anderen kein geringerer als Ignace Chauffour, in Lothringen Baron Louis Numa de Salis. Der eine wie der andere war dem deutschen Archäologen bald nach 1870 bei der Herstellung der Monumentalstatisik behülflich. Was Kraus in seinem Nachruf über Baron de Salis geschrieben, ist für diesen wie für jenen gleich schmeichelhaft, anderseits aber auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Beziehungen von Altdeutschen und Einheimischen zu Anfang der siebziger Jahre. Auch heute noch dürfte das Taktgefühl und das Geschick, mit welchem Kraus zunächst auf neutralem Felde eine Anbahnung zu gemeinsamen Arbeitsgebieten und Interessensphären herzustellen suchte, auf beiden Seiten der Nachahmung würdig sein. Schon des Erfolges wegen, den er wie seither nach ihm kaum ein anderer im Lande zu verzeichnen hatte — auf dem Gebiet der landesgeschichtlichen Forschungen haben ge-

wisse von altdeutscher Seite erfolgte Vorstösse sogar peinlich berührt — lohnt es sich, an dieser Stelle ein typisches Beispiel anzuführen.

„Lange vor 1870“, schreibt Kraus, „hatte ich Herrn de Salis kennen gelernt und war in regen und freundschaftlichen Verkehr mit ihm getreten. Als ich später, mit der Herstellung der Monumentalstatistik beauftragt, nach Metz kam, fand ich an ihm die beste und nützlichste Hülfe. Als Franzose und alter Offizier empfand er die Ereignisse von 1870 freilich auf das Schmerzlichste — wer kann das von einem Ehrenmann anders erwarten? Aber die politische Reserve, welche er sich auferlegte, hinderte nicht, dass er meine Bestrebungen und Studien aufs eifrigste unterstützte. Er wünschte, dass ich im Hinblick auf diese von den Eingeborenen der Stadt ein öffentliches Zeugnis der Vertrauens und der Anerkennung entgegennehme, und so beantragte er in der Académie de Metz meine Wahl zum Mitgliede, die dann auch einstimmig stattfand. Es war das erste Mal, dass diese Körperschaft seit dem Kriege von 1870 einen Deutschen in ihren Kreis aufnahm. Ich erzähle dieses Detail, weil es dem Verstorbenen und seinen politischen Freunden Ehre macht, ein Zeugnis höherer Anschauung gibt und zugleich den Beweis liefert, dass die von Sr. Excellenz, dem Oberpräsidenten von Möller angeordnete, von dem gegenwärtigen Kaiserlichen Ministerium mit gleicher Liberalität und wärmsten Interesse fortgeführte Inventarisierung und Beschreibung der Kunstdenkmäler von Elsass-Lothringen nicht bloss, wie dies bekannt ist, im Elsass, sondern auch in Lothringen von den in Betracht kommenden Kreisen der Bevölkerung mit Dank und lebhafter Anerkennung aufgenommen wird.“[1])

[1]) Louis Numa de Salis (1803—1880). Ein Lebensbild. Separatabdruck aus der Gemeindezeitung für Elsass-Lothringen 1880. Nr. 50.

Und die Aeusserungen grösster Wertschätzung und Freundschaft, sowie die Anerkennung seiner Leistungen von seiten von Männern, welche der geistigen Elite des Landes angehörten, hatten keineswegs den oberflächlichen Charakter gewisser Gelegenheitsreden, sie waren vielmehr der Ausdruck dauernder Neigungen und Gefühle, die aber auch von Kraus, der seinen Freunden zeitlebens ein treuer Freund geblieben, mit der gleichen Aufrichtigkeit erwiedert und gelegentlich auch öffentlich documentiert wurden. Der verdiente elsässische Archäologe und langjährige Präsident der Gesellschaft für Erhaltung historischer Denkmäler, Canonicus Straub, auf den Kraus so grosse Stücke hielt, hat diesem bis an sein Lebensende seine persönliche Freundschaft erhalten. Und als Mitglied der theologischen Fakultät zu Freiburg i. B. wollte Kraus jetzt, wo es in seiner Macht lag, die Mitarbeit eines Mannes wie Straub gebührend würdigen lassen, indem er bei seiner Fakultät im Frühjahr 1891 den Antrag stellte, dass „in Anerkennung seiner reichen Verdienste um die Erforschung der elsässischen Kirchen- und Kunstgeschichte dem Strassburger Canonicus der Doktortitel honoris causa zuerkannt werde." Diese Ehrung gereichte Straub zu besonderer Genugtuung. Kraus seinerseits wollte mit dieser von ihm veranlassten Auszeichnung dem elsässischen Lande gegenüber den Tribut der Dankbarkeit verbinden. Sagt er doch selbst: „Es war der letzte Gruss, der mir vergönnt war, dem Elsass und und einem seiner würdigsten Söhne zu senden."[1])

Aus der politischen Tätigkeit, die Kraus noch während seines Strassburger Aufenthaltes und auch später zur Förderung reichsländischer Interessen entwickelte, hebe ich hier nur seine von Anfang an genau präzisierte Stellung zur Errichtung einer katholisch-theo-

[1]) Kunst und Altertum, IV. 111

logischen Fakultät an der neugegründeten Kaiser-Wilhelms-Universität hervor.

Bekanntlich regte gleich nach 1870 Fürst Bismarck den Plan einer Fakultätsgründung in Strassburg an und trat mit dem Oberpräsidenten von Moeller und dem nun heute wohl noch einzig lebenden Kenner des damaligen Vorhabens, mit dem ersten Curator der Universität, Freiherrn von Roggenbach, in Verbindung[1]). Dieser letztere erwies sich durch seine Verurteilung der Bismarck'schen Anregung als ein feiner Beobachter der damaligen, aber auch als ein kluger Berechner der später eintretenden Constellationen. Freiherr von Roggenbach äusserte nämlich schon damals, dass die Heranbildung des reichsländischen Klerus im deutschnationalen Sinne schwerlich durch eine im Lande selbst zu besuchende Fakultät erfolgen würde. Nach seinem Dafürhalten hätten die an altdeutschen Universitäten bestehenden katholisch-theologischen Fakultäten am zweckmässigsten dem Wunsche des Reichskanzlers entsprochen und eine in diesem Sinne wirkende Verfügung: die reichsländischen Candidaten der Theologie an den katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands studieren zu lassen, hätte die brennende Frage alsbald gelöst. Fürst Bismarck war entgegengesetzter Ansicht und blieb bei dem nun einmal vorhandenen Plane. Wie aus einer von Kraus im Jahre 1900 ausgearbeiteten „Denkschrift über die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Strassburg“ hervorgeht[2]), war er seitens des Oberpräsidenten von Moeller alsbald zu den Beratungen

[1]) Excellenz von Roggenbach hatte die grosse Güte, dem Verfasser in der entgegenkommendsten Weise über die hier in Rede stehenden Verhandlungen Aufschluss zu geben. Es sei darum dem Verfasser an dieser Stelle gestattet, Freiherrn von Roggenbach den ehrerbietigsten Dank auszusprechen.

[2]) Vgl. Anhang.

zugezogen und, wie er dem Verfasser dieser Schrift wiederholt versicherte, mit Vorschlägen zu Bischof Räss abgesandt worden. Dass der aus dem ultramontanen Mainz kommende Räss, wo man von einer Coordination der staatlichen mit den kirchlichen Rechten niemals etwas wissen wollte, von vornherein abgeneigt war, sich ernstlich in Verhandlungen einzulassen, war vorauszusehen. Sie scheiterten denn auch an seiner seltsamen Forderung, die Professoren der Fakultät ernennen zu wollen.

„Der theologische Unterricht der Kandidaten des geistlichen Standes verblieb demgemäss“, wie F. X. Kraus sich ausdrückt, „dem Diözesanseminar, welches sich sehr bald als eigentlicher Herd und Mittelpunkt der Protest- und Renitenz-Partei herausstellte und den intimsten Anschluss an die französische Aktionspartei bewahrte.“

Dem Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst gebührt der Verdienst, den Gedanken an eine katholisch-theologische Fakultät zu Strassburg wieder aufgenommen zu haben. Wenn ein deutscher Staatsmann berufen war, an ein so schwieriges Problem heranzutreten, so war es der frühere baierische Ministerpräsident. Als aufgeklärter Katholik und gründlicher Kenner des Ultramontanismus, als ehemaliger Statthalter von Elsass-Lothringen hätte er Mittel und Wege finden können, die das Zustandekommen einer gesunden Schöpfung gewährleisteten, ohne die Rechte des Staates, ohne dessen Einfluss auf die Erziehung des Klerus preiszugeben. Nach seinem Rücktritt aus dem Amte und besonders nach seinem Tode, als eine politische Partei die Gründung einer katholisch-theologischen Fakultät zu Strassburg nunmehr als ihre Aufgabe betrachtete und mit allem Nachdruck in Rom und in Berlin betrieb, war es gänzlich ausgeschlossen, die Fakultät in

einer Verfassung und unter Bedingungen ins Leben zu rufen, welche ihrer ursprünglichen Idee und ihrem Zwecke noch entsprachen.

Zu dieser Erkenntnis war F. X. Kraus längst schon gekommen und er wurde in derselben bestärkt, als ihm seitens der Reichsregierung am 16. Februar 1900 ein Entwurf zur Fakultätsgründung vorgelegt wurde. Als Antwort darauf verfasste er noch im gleichen Jahre die bereits oben erwähnte Denkschrift. Diesem Schriftstück, wovon er zahlreiche Copien Freunden, sowie mehreren politischen Persönlichkeiten und hohen Beamten zukommen liess, folgte ein Jahr darauf, kurz vor seinem Tode, ein zweites im gleichen ablehnenden Sinne. Ueber den Inhalt dieses zweiten hochwichtigen Dokumentes, das Kraus, wie er sich dem Verfasser dieser Schrift gegenüber ausliess, für die endgültige Verabschiedung des Fakultätsprojektes für entscheidend ansehen durfte, hat er das absoluteste Schweigen beobachtet.

In der Denkschrift vom November 1900 hatte es Kraus deutlich ausgesprochen, dass die derzeitige absolute Herrschaft des jesuitischen Systems in den massgebenden kirchlichen und politischen Kreisen die zielbewusste Zerstörung alles frischen geistigen Lebens bedeutet. Mit geradezu verblüffender Offenheit hat Bischof Korum die unersättlichen Aussprüche dieser Richtung in einer echt jesuitisch gehaltenen Controversschrift dargelegt und darin den Staat zu einem ausschliesslich dienenden Faktor degradiert.[1]) Dass Korum nur das Sprachrohr der ultramontanen Auffassung sei und keineswegs isoliert dastehe war Kraus sattsam bekannt. Aus diesem Grunde schon hielt er die Gründung einer

[1]) Die Bildung und Erziehung der Geistlichen nach den kath. Grundsätzen und nach den Maigesetzen. Von Irenäus Themistor. Trier 1904, 3. Aufl. Vgl. 126—177.

Fakultät für ein utopistisches Unternehmen. Dazu kamen noch die prinzipiellen Bedenken, die es nach seiner Ansicht jedem deutschen Politiker unmöglich machten, in der Fakultätsangelegenheit mit der Kurie zu verhandeln. Von alters her hat nämlich die Kurie es prinzipiell abgelehnt, dem Staate einen Anteil an der Bildung des Klerus zu gewähren. Diesem ultramontanen Ideal entspricht bekanntlich keine einzige der theologischen Fakultäten in Deutschland, deren Professoren Staatsbeamte sind mit allen Rechten und Pflichten der übrigen Universitätslehrer. Dem römischen Stuhle sind diese Verhältnisse selbstredend bekannt, gebilligt hat er sie freilich nie. Die deutschen katholischen Fakultäten werden denn auch seitens der Kurie nur ratione temporum toleriert. Noch im Jahre 1880 hat Leo XIII., als er mit Kraus über diesen Gegenstand verhandelte, rundweg erklärt, „dass die deutschen theologischen Fakultäten eine anormale Institution seien und die Ernennung der Professoren lediglich in der Hand der Bischöfe liegen solle“[1]). Und 1884 äusserte er bei einer Audienz, welche er Insbrucker Theologiestudierenden gewährte: „Der hl. Stuhl könne nicht zugeben, dass die Kandidaten des Priesterstandes an Universitäten ihre Bildung erhielten, wo ihr Glaube und ihre Sittlichkeit stets von tausenderlei Gefahren bedroht seien, sondern er müsse darauf bestehen, dass der Klerus in Anstalten erzogen werde, die vom kirchlichen Geiste belebt seien und unter der Aufsicht der kirchlichen Obern stehen.“[2]) Jede, auch die geringste in dieser Richtung gemachte Concession erschien Kraus als eine verderbliche Preisgabe eines Prinzips, als eine offenkundige Vernachlässigung der Rechte des Staates wie der Wissenschaft

---

1) Vgl. Anhang: Denkschrift.

2) Irenäus Themistor, a. a. O. Vorwort V.

bei einer so hochwichtigen Angelegenheit. Und er stand nicht an, zu erklären, dass die in der Fakultätssache mit Rom gepflogenen Verhandlungen den Staat und die Wissenschaft in gleicher Weise compromittierten[1]).

Aus dieser kurzen Darlegung geht zur Genüge hervor, dass Kraus von Hause aus kein Freund der ausgesprochen konfessionellen Professuren war. Wenn er das eine oder andere Mal sich zu Gunsten dieser oder jener sogenannten katholischen Kandidatur ausgesprochen hat, so waren dafür ganz andere Gründe bei ihm ausschlaggebend. Die Erfahrung, die er seiner Zeit in Strassburg an sich selbst gemacht hatte, wollte er Anderen, die seiner Ansicht nach gleich ihm nicht vom Ultramontanismus berührt waren, ersparen und durch sein Dazwischentreten dazu beitragen, dass die verhängnisvolle Verwechslung von Ultramontanismus und Katholizismus für die Zukunft nicht weitere Opfer fordere.

Eine andere Frage freilich ist es, ob er sich nicht in den Persönlichkeiten täuschte und selbst Anhängern des politischen Katholizismus seinen Rat und seine Hülfe lieh. Das aber wird jeder, der ihm näher stand, bestätigen können, dass Kraus nicht zu denjenigen gehörte, die später ihren Irrtum nicht einsehen wollten. Seinem tiefen Ekel an der Wandelbarkeit der Gesinnung so Mancher, denen er mit seiner Feder wie mit seinem Worte geholfen, hat er öfters Ausdruck gegeben und auf die Wenigen, die sich und ihm treu geblieben, hätte auch er am treffendsten jenen Ausspruch Petrarcas anwenden können: „Von dieser ganzen Rasse von Menschen seid Ihr wenige nur noch übrig mit denen ich leben und sterben möchte.“[2])

Neben dem Forscher altelsässischer Kunst, dem scharfen Beobachter reichsländischer Politik, darf der

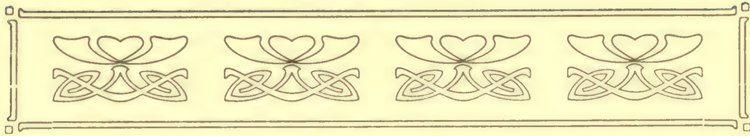
[1]) Vgl. Anhang: Denkschrift ebenda.
[2]) Vgl. Essays I. 545.

Historiker selbst an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Der Vergangenheit der rheinisch-wasgauischen Lande in ihrem Zusammenhang mit dem alten römischen Reiche deutscher Nation hat Kraus allzeit, wie überhaupt dem ganzen Reichslande, ein grosses Interesse entgegengebracht. Der Geschichte, die der Wiedervereinigung Elsass-Lothringens mit dem neuen deutschen Reiche unmittelbar voraufging und folgte, den Ereignissen und Persönlichkeiten der Siebziger Jahre, namentlich dem Régime des von ihm so hochgeschätzten Oberpräsidenten von Mœller, wollte der ehemalige Strassburger Professor eine besondere, eingehendere Schrift widmen. Es ist zu bedauern, dass ein so wohlunterrichteter Augenzeuge wie Kraus uns diese kritischen Jahre der Übergangszeit nicht mehr schildern konnte. Was in seinen nunmehr endgültig in Trier begrabenen Papieren gestanden, war für ihn ein reiches und wertvolles Material, aus dem er ein treffliches Pendant geschaffen hätte zu den anziehenden Darlegungen, die Alberta und Max von Puttkamer uns in ihrer Aera von Manteufel geschenkt. Er, der „Elsass und die Elsässer für immer in sein Herz geschlossen", hätte uns sicher um eine Perle bereichert, die wir nun schwer missen. Seine Teilnahme an den Arbeiten Anderer über reichsländische Geschichte war bis zu seinem Tode eine sehr rege. Sein Wohlwollen, ja seine väterliche Freundschaft hat er denn auch dem Verfasser dieser Schrift nicht nur als Meister dem einstigen Schüler, sondern auch als Freund und Kenner elsässischer Dinge im überreichem Masse zugewandt, als derselbe mit einer Schrift über „Frankreich und Elsass im 17. und 18. Jahrhundert" vor die Öffentlichkeit trat. Die Widmung dieser Schrift gelegentlich seines sechzigsten Geburtstages berührte Kraus besonders angenehm, umso mehr als er sich wiederholt mit dem historischen Inhalt und den

kirchenpolitischen Ausführungen einverstanden erklärte. In den „Canossaartikeln“,[1]) wie in den „Spectatorbriefen“ aber auch anderwärts hatte er ja wiederholt darauf hingewiesen, dass er die Entwickelung, welche die Kirchenpolitik im Elsass seit den Siebziger Jahren genommen, durchaus verurteile und zwar mit Rücksicht auf die politische wie die kulturelle Zukunft des Reichslandes.

[1]) Allgem. Zeitg. 1881, Nr. 215.





IV.

Es gibt Männer, die durch ihr ganzes Wesen, durch ihre Anschauungen über das öffentliche oder das religiöse Leben dazu bestimmt erscheinen, wenn nicht auf ihre Zeit so doch auf Gleichstrebende und Geistesverwandte mächtig einzuwirken. Wenn sich in solchen Naturen, wie dies bei F. X. Kraus der Fall war, immenses Wissen, hohe Bildung und Freiheit weltmännischen Blickes zu einem harmonischen Ganzen vereinen, so entsteht jenes schöne Verhältnis zwischen dem abstrakten Forschen und den aus der lebendigen Quelle der Erfahrungen gewonnenen Kenntnis, das den Gelehrten gleichsam für den schwierigen und undankbaren Beruf des Politikers prädestiniert. Der heutige Betrieb der Wissenschaften bringt es durch die stetig fortschreitende Arbeitsteilung mit sich, dass der Einzelne aus der verengenden Sphäre des Spezialistentums kaum mehr hinauszudringen vermag. Fachmänner mögen ein solches Ergebnis im Interesse strenger Wissenschaftlichkeit für notwendig erachten, im Sinne einer freieren, mehr enzyklopädischen Kultur bleibt es aber immer zu beklagen, denn die strengste wissenschaftliche Methode, die gewiss als das kostbarste Arbeitsinstrument geschätzt werden muss, ersetzt nicht den tiefdringenden und zugleich spontanen Blick für das Allgemeine und die grossen Zusammenhänge des Wissens und des Lebens. Die Persönlichkeit des Betrachters wird

bei der Vermittelung der Beobachtung fast ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger sein als die rein methodische Erfassung eines Wissenszweiges, besonders auf historischem oder rein kirchengeschichtlichem Gebiete. Hier besonders kann und darf der Blick des Historikers oft der Blick des Richters sein, dessen Urteil freilich hoch über den Parteiungen der Streitenden erhaben ist. Der Mann, dessen Stellung zur Kirchenpolitik ich hier kurz schildern möchte, hat seinen Lebensberuf in der angedeuteten Weise aufgefasst. Darin mag vielleicht auch der letzte Grund zu suchen sein, weshalb Kraus als Katholik den Ultramontanen als ein verhasster Feind, den Protestanten vielfach als ein Rätsel, der kleinen Schar der Altkatholiken stets als ein unschlüssiger Geist erschienen ist.

In einer Zeit wie der unsrigen, in der man trotz ostentativer Betonung des Individualismus die Menschen nach der Zugehörigkeit zu einer ausgesprochenen politischen oder religiösen Richtung zu beurteilen pflegt, kann man einer Persönlichkeit, wie F. X. Kraus, unmöglich ganz gerecht werden. So viele vom Parteigeiste und von apologetischen Tendenzen eingegebene Nachrufe bestätigen dies, nicht am wenigsten der offiziellste unter allen, die von Professor Braig im Namen der theologischen Fakultät herausgegebenen Erinnerungsschrift.[1])

Die rücksichtslose Bekämpfung, die ihm seine Auffassung über freie wissenschaftliche Forschung, seine

[1]) In der Grabrede, die dieser, sonst Kraus wohlgesinnte Kollege im Namen der theol. Fakultät hielt, glaubte er betonen zu müssen, dass entgegen der vielfach gehegten Annahme, Kraus'sche Ansichten und Lehrmeinungen im Gremium der theol. Fakultät nicht ausschlaggebend waren. Diese Reduzierung des Kraus'schen Einflusses mag in gewissen Kreisen wie eine Erleichterung empfunden worden sein, in andern hat die Persönlichkeit des Gelehrten durch eine so scharfmarkierte Abhebung vom Hintergrunde an Relief noch bedeutend gewonnen.

Anerkennung des modernen Rechtsstaates, seine Zurückweisung jeglicher kirchlicher Bevormundungen auf allen, nicht rein religiösen Gebieten des menschlichen Lebens eintrug, hat Kraus zeitlebens als eine ihm persönlich zugedachte Vergeltung seitens seiner kirchlichen Gegner angesehen. In je höherem Masse er mit den gehässigsten Äusserungen überschüttet wurde, umso überzeugter war er von der Notwendigkeit seines Einschreitens, umso wachsamer harrte er aus auf der Warte, umso eindringlicher erklang sein Mahnruf. Von Jahr zu Jahr verschärfte sich seine Ausdrucksweise und wurde im „Cavour“ zur offenen Kriegserklärung an die „Secta pharisæorum“, um ein von ihm vielgebrauchtes Wort zu zitieren.

Wie kam F. X. Kraus zu seiner entschiedenen Stellungnahme gegen den Ultramontanismus? Auf diese Frage haben wir eine dreifache Antwort. Zunächst sah er ihn am Werke in Frankreich und Italien, dann verfolgte er seine Spuren in der Kirchengeschichte, endlich beobachtete er ihn in Deutschland und zwar aus so unmittelbarer Nähe, dass er ernstlich in Gefahr kam, in seinen mächtigen Fangarmen erdrückt und zermalmt zu werden. Doch er setzte dem alten Gegner mit so überlegenen Waffen zu, dass selbst Fernstehende ihn bewundern, seine Ausdauer, seinen Mut, seine Schlagfertigkeit anerkennen mussten. Ihm gebührt das unvergängliche Verdienst in unserer Zeit der Kompromisse und der klerikalen Reaktion, nicht nur auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht, sondern auch ihr Wesen erkannt, geschildert und die Mittel, sich vor ihr zu schützen, uns an die Hand gegeben zu haben.

Aus seinen zahlreichen herrlichen Essays, aus seinen unnachahmlichen kirchenpolitischen Briefen, aus seinen verschiedenen historischen Aufsätzen und publizistischen Versuchen, aus seinem Dante, endlich aus seinem Cavour

spricht stets derselbe Geist, hallt uns die gleiche Stimme entgegen, der Ruf eines modernen Cato: Caeterum censeo ecclesiam politicam esse delendam! — Ein übermenschliches Beginnen, an dem die Besten verbluteten. Gegen die ecclesia carnalis hat ein Francesco d'Assisi, wie auch alle Anderen, die seinen Spuren folgten, auf die Dauer nichts auszurichten vermocht.[1])

Mächtiger als die Sehnsucht aller Mystiker und Romantiker erwies sich im Laufe aller Jahrhunderte die Stimme der Politiker auf dem Stuhle Petri, welche als Nachfolger der Cäsaren auch auf das imperium mundi Anspruch erhoben. Die „glänzende Juristenerscheinung", wie ein neuerer Biograph Bonifaz den VIII. bezeichnet, wurde der deutlichste und wohl auch berufenste Interpret der papalen Weltpolitik, als er ausrief: „Nonne possum imperii iura tutari? Ego sum Caesar! Ego sum Imperator!"[2])

Wer den Kirchenpolitiker in F. X. Kraus verstehen und richtig beurteilen will, der muss die Vorstellungen kennen, welche Kraus sich hinsichtlich der Natur und der Aufgaben des Staates und der Kirche machte. Er verstand unter Kirchenpolitik nicht jene für den Staat wie für die Kirche gleich verderbliche Kunst der politischen Seelsorge oder der „religiösen Politik". Ihm war die Kirchenpolitik „jene Theorie und Praxis, welche das Verhältniss zwischen Staat und Kirche zum Gegenstande hat und naturgemäss sich hauptsächlich auf jenes Gebiet richtet, welches beiden Ordnungen gemeinsam ist, und hinsichtlich dessen beide bestimmte Rechte in Anspruch nehmen und bestimmte Pflichten auszuüben haben."[3])

1) Vgl. meinen Aufsatz F. X. Kraus u. d. Ultramontanismus, als Separatabdruck unter dem Pseudonym Rhenanus erschienen im Verlag von W. Baensch. Berlin 1902, 4 f.

2) Gieseler. Lehrbuch der Kirchengesch. II₂. 199 p.

3) F. X. Kraus. Dante 700.

Wie die Geschichte der Kirchenpolitik gewissermassen eine Geschichte der Idee vom Staat wie des Begriffes der Kirche in sich schliesst, so setzt die Charakteristik eines Kirchenpolitikers, in unserem Falle die eines Mannes wie Kraus, eine klare Vorstellung dessen voraus, was er über das Wesen des Staates und der Kirche dachte.

Ranke sprach einmal den trefflichen Satz aus: „Die Freiheit der nationalen Entwickelung ist selbst für die religiöse Doktrin notwendig.“ Und er fügte hinzu: „Es kann auch die Kirche eine von ihr unabhängige Begrenzung nicht entbehren; sie bedarf es, an die wechselnden Bedürfnisse der Geister, die Wandelbarkeit ihrer eigenen Formen erinnert zu werden, um sich von der dumpfen Wiederholung unbegriffener Lehren und Dienste zu bewahren, welche die Seele töten“[1] Unsere Zeit kann nie genug an diesen gehaltvollen Ausspruch des grossen deutschen Historikers erinnert werden. Ich würde ihn an dieser Stelle nicht angeführt haben, wenn ich nicht überzeugt wäre, dass auch Kraus seine volle Berechtigung anerkannte. Mit Ranke sah auch er in der Geschichte aller Völker aller Jahrhunderte, selbst die Gegenwart nicht ausgeschlossen, wie die Kirche, mit ihren verschiedenen Völker umfassenden Formen sich dem Bestreben hingab, „den Staat in sich aufgehen zu lassen, dessen Prinzip sich zu unterwerfen.“[2] In keinem geringeren als in dem grössten Dichter Italiens hat Kraus den Dollmetscher seiner eigenen, aber auch den berufenen Interpreten der ganzen Christenheit, ja noch mehr unserer modernen Zeit begrüsst. Er tat dies besonders, als er zeigte, wie bewusst und entschieden sich Dante gegen die Forderungen des Pontifikats erhob und die Behauptung aufstellte, die von den Päpsten in

---

[1] Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, I. 5.

[2] Ebenda I. 3.

Anspruch genommene Gewalt über das Kaisertum stehe in absolutem Widerspruch mit der Natur der Kirche selbst.[1]) „Ist die Kirche“, so führt Kraus im Anschluss an Dante aus, „nichts anderes als die Fortsetzung der irdischen Erscheinung Christi, so kann sie, ohne von ihrer eigenen Idee abzufallen, eine weltliche (Universal-) Herrschaft nicht anstreben. Damit hat Dante das Prinzip und die letzte Absicht dessen, was wir heute den politischen Katholizismus nennen, als mit der Natur des Christentums und der Idee der Kirche innerlich unvereinbar erkannt — klarer, als dies irgend jemand vor ihm getan, und klarer als irgend jemand nach ihm bis zu diesem 19. Jahrhundert es erkannt hat. Die jesuitische Theologie und unsere heutigen Ultramontanen huldigen bekanntlich der gegenteiligen Ansicht. Für sie ist die Kirche eine „Societas perfecta“, „ein Staat im Staat, sie hat die Qualität eines Staates“, sie ist eine wirkliche juristische Person und darum ist die Kirche vollkommen unabhängig. Auch die Kirche hat ein politisches Territorium. Zwar gehören die Territorien auch dem Staate per titolo politico, wie Msgr. Giobbio, Professor des Kirchenrechts an der Accademia dei nobili Ecclesiastici als Interpret der Kurie ausführt, — aber dasselbe Territorium gehört auch der Kirche per titolo religioso. Somit ist die Kirche in den Augen der Jesuiten, ihrer Theologie und der von ihnen inspirierten Hierarchie nicht etwa nur eine Assoziation, sondern ein vollkommener Staat. Und wie jeder Staat, hat nach dieser Lehre die Kirche das Recht, ein Stück seines Territoriums, das sie

[1]) Ex quo colligitur, quod virtus authorizandi regnum hoc sit contra naturam Ecclesiae . . . probatum est auctoritatem imperii ab Ecclesia minime dependere; und es folgt weiter daraus dass, da das Imperium nicht von dem Stellvertreter Gottes abhängt, es nur von Gott abhängt. Vgl. Monarchia III. c. 14. bei Kraus', Dante 723. A. 1.

für die öffentlichen Zwecke braucht, dem Privatbesitz zu entziehen. Des weiteren hat nach unserem kurialistischen Gewährsmanne die Kirche das Recht, auch heute kraft ihrer juridischen Superiorität über alle Staaten, sich des bewaffneten Armes des Staates zu bedienen. (ha il diritto perfetto di ottener tale aiuto.[1]) Auch heute noch wird in Rom des weiteren der Satz gelehrt, dass die Kleriker nur der Jurisdiction des Papstes und nicht derjenigen des Staates unterstehen. Demnach ist die moderne Rechtsordnung für die Jesuiten eine terra incognita. Diese alten Forderungen, mit denen 1606 die Republik Venedig drangsaliert wurde, stellte die Kurie im Jahre 1874 abermals in einer bisher nicht bekannt gewordenen Verhandlung mit dem Fürsten Bismarck auf. Die Conditio sine qua non für einen modus vivendi war damals „die Anerkennung der kanonischen Legislative und des absoluten Selbstbestimmungsrechts der Kirche seitens des preussischen Staates.“ Die Krönung des politischen, von Jesuiten und der Kurie als allein berechtigten Katholizismus ist in dem vielsagenden Satze ausgesprochen, dass dem Papste auch in der Ordnung des Weltlichen eine wirkliche Souveränität zusteht. Diese Grundsätze sind die der gesamten jesuitischen Schule und ihrer berufendsten Vertreter, wie Franzelin, Mazzella, Perrone, Palmieri, Tarquini, Wernz u. a.[2])

Zum ersten Male ist durch Dante in der Geschichte mit vollem und klarem Bewustsein die Fahne des religiösen Katholizismus im Gegensatz zu dem politischen und jesuitischen aufgehisst, und es steht im engsten Zusammenhange mit diesem Bekenntnis, wenn der grosse Florentiner die individuelle Gewissensfreiheit als un-

---

[1]) Giobbio Msgr. Lezioni di Diplomazia Ecclesiastica dettate nella Pontificia Accademia dei nobili ecclesiastici. Roma 1899, 31, 45.

[2]) Vgl. F. X. Kraus; Von der päpstlichen Diplomatie und Erziehung der Nuntien. Beil. z. Allg. Zeitg. 1900, Nr. 251 u. 252.

antastbares Gut eines jeden Bürgers und als Grundlage und Voraussetzung jeder irdischen Wohlfahrt und jedes vernunftgemäss eingerichteten Staatswesens dahinstellt." Dante — und setzen wir gleich hinzu auch Kraus — will ein Königtum Christi und seiner Kirche, aber nicht eines mit dem Apparat äusserer Herrlichkeit, sondern ein Königtum in unserer Seele, gegründet auf die freie Hingabe des Willens.[1]) Und Kraus zeigt alsdann im gleichen Zusammenhang, dass schon Dante, seiner Zeit vorauseilend und im Einverständnis mit den historischen Ergebnissen der Gegenwart, die Priorität des Imperiums vor der Kirche geschichtlich aufgewiesen und damit des Weiteren die ideelle Unabhängigkeit des Staates von der Kirche dargetan hat.

Aus diesen Darlegungen wie aus zahlreichen anderen kirchenpolitischen Exposés unseres Autors tritt uns kaum eine Wahrnehmung so stark entgegen als die, dass für Kraus die Freiheit der Individualität wie die des Staates in politischen und kulturellen Dingen der Kirche gegenüber eine Lebensfrage ist, von welcher in Zukunft das Wohl und Wehe der europäischen Nationen grösstenteils abhängt. Frühzeitig, und das ist der grosse Unterschied in seinem Entwickelungsgang Döllinger gegenüber, hat er in der Schule der französischen Liberalen die ganze Tragweite jenes bekannten Wortes erfasst: „La liberté est le premier besoin en religion". Mit ihnen hat auch er die Verkümmerung der persönlichen Freiheit und der staatlichen Rechtspflege als eine Folge gewisser kirchlicher Eingriffe betrachtet. Im Kampfe, den die liberalen Katholiken Frankreichs gegen den Ultramontanismus und dessen rücksichtslosen Führer, den Begründer des modernen ultramontanen Journalismus, Louis Veuillot, führten, erblickte Kraus den einzig wahren Weg, welcher

[1]) F. X. Kraus; Dante, 723.

endgültig zu einer Aussöhnung des Katholizismus mit dem Jahrhundert und den Errungenschaften der modernen Kultur führen sollte. „Enthusiastisches Festhalten an der religiösen Romantik des Mittelalters, aber Kritik und Abweisung alles dessen, was mit seiner kirchenpolitischen Entwickelung zusammenhing, so lautete die Losung der „nicht rückwärts, sondern vorwärts blickenden“ Katholiken. In dieser mehr abfällig als abwehrend gehaltenen Skizzierung eines anonymen Biographen [1]) von Kraus ist viel Wahres enthalten. Wer möchte es aber dem jungen Kraus nicht hoch anrechnen, dass er damals schon als Wahrheitssucher der Fahne der Freiheit folgte, ohne ängstliche Rücksichtnahme auf die Gestaltung seiner Zukunft Gereicht es ihm nicht zur Ehre, eine Zeit lang mit dem Idealisten Lacordaire geglaubt zu haben, dass es „in Europa bald keine andere Frage mehr geben würde als die religiöse Frage und zwar in inniger Verbindung mit der Sache der wahren Freiheit.“

In Deutschland wie in Frankreich hatte eben die romantische Bewegung eine Reihe der besten und edelsten Geister erfasst. In der Politik, in der Wissenschaft, in der Kunst wurde nicht ohne glänzende Erfolge auf die religiöse Vergangenheit zurückgegriffen und der Versuch gemacht, dieselbe auf allen diesen Gebieten mit den Forderungen der Gegenwart und den Einsichten der Neuzeit in Uebereinstimmung zu bringen. Diesem Programm, das Franz Xaver Kraus als kostbares Erbstück aus dem romantisch-religiösen Rinascimento der dreissiger bis fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herübernahm, hat er zeitlebens trotz allem Ungemach, das über ihn hereinbrach, eine treue Verehrung bewahrt. Mag auch das Feuer seiner Begeisterung in dem realen Leben der Gegenwart erloschen sein, einen Funken der Erinnerung,

---

[1]) Köln. Volksztg. u. a. O.

vielleicht auch der Hoffnung, nahm er noch in das Grab mit.

Die politischen Gegner aus dem kirchlichen Lager pflegen Kraus' Liberalismus als einen Verrat an der Religion, als eine verbrecherische Preisgabe der Interessen der Kirche hinzustellen; was kümmert's sie, dass er mit den Forderungen des politischen Liberalismus nie einverstanden war und sie zuweilen mit allem Nachdruck, freilich nicht nach ultramontaner Art, glaubte bekämpfen zu müssen. Seiner Ansicht nach, und in diesem Punkte pflichten ihm selbst liberale Staatsmänner bei, war es von jeher ein Grundfehler der liberalen Kammermajoritäten, wie der preussischen Regierung der siebziger Jahre, „dass ihnen die Freiheit von kirchlichem Druck gleichbedeutend erschien mit der Befugnis, nun ihrerseits die Kirche und das religiöse Leben niederzudrücken, die kirchliche Autorität durch Nadelstiche fort und fort zu verletzen und die Katholiken womöglich zu Parias herabzuwürdigen." [1] Kraus weiss sich von solchen Wünschen vollkommen frei und nennt sie „Torheiten des Vulgärliberalismus". Wie bei Cavour war „seine Liebe zur Freiheit so beschaffen, dass er jedermann, und sicher der Kirche nicht zuletzt, dies hohe Gut gönnte und zuwies." Aus zahlreichen seiner Schriften, besonders aber aus den „Canossabriefen" tritt diese Ueberzeugung hervor.

So sehr Kraus von inniger Begeisterung für jenes Idealbid der Kirche erfüllt war, wie es in Frankreich Männern wie Cœur, Ozanam, Cochin, Montalembert, Lacordaire, Ravignan vorschwebte, so hatte er doch bald eingesehen, dass auch diese Bewegung im Grunde auf das gerade Gegenteil des von ihm ersehnten religiösen Katholizismus losarbeite. Was so vielen seiner Glaubensgenossen verborgen geblieben, leuchtete ihm frühzeitig

[1] F. X. Kraus; Cavour, 88.

ein. Die Vorgänge innerhalb der sogenannten katholischen Partei in Frankreich haben ihn aufgeklärt und ihn zu jener Überzeugung gebracht, dass religiöse politische Parteien den Ruin jeder wahren Religiosität und eine Verflachung des Christentums bedeuten. Kein geringerer als Montalembert, der einstige Bannerträger eines idealistischen Ultramontanismus, hat uns das Endresultat aller Evolutionen, die der Klerikalismus sämtlicher Nationen zu durchlaufen pflegt, treffend veranschaulicht. Die Worte, die der bitter enttäuschte Graf einst niedergeschrieben, haben auch heute noch volle Geltung und dürften namentlich jenen zur Beherzigung anempfohlen werden, die im Klerikalismus einen brauchbaren politischen Faktor im modernen Staatsleben erblicken. „Neue Tendenzen waren innerhalb des Katholizismus aufgestanden und siegreich geworden. Und diese neuen Tendenzen nutzten die Lage aus, um uns zum Dank dafür . . . . . den Dolch in die Seite zu setzen.“ Doch damit nicht genug. Montalembert sah klar voraus, was mit der Kirche geschieht, wenn der Ultramontanismus in ihr ausschlaggebend wird. „Sie haben eine seltsame Art erfunden, der Religion zu dienen“, schrieb er von den Ultramontanen, „um den modernen Menschen annehmbar, verständlich und liebenswert zu machen. Man möchte meinen, dass sie die Kirche ähnlich behandeln wie jene wilden Tiere, die in Menagerien gezeigt werden. Seht sie euch genau an, scheinen diese Leute zu sagen, und macht euch klar was sie im Grunde will. Heute ist sie noch hinter festem Gitter, gezähmt und gebändigt durch die Macht der Umstände. Noch kann sie euch nichts antun, aber merket euch wohl, dass sie Krallen und Zähne hat und wenn sie einmal losgelassen ist, werdet ihr es schon gewahr werden.“ Treffender hatte wohl niemand den Beweis liefern können, dass im Lande

eines Cartesius, eines Montaigne, eines Pascal, der Gebrüder Arnauld, eines Bossuet, eines Fénelon, eines Richard Simon und so vieler anderer genialer Männer, der gesunde Menschenverstand immer wieder obsiegt über die Routine, dass der klare kritische Blick der Franzosen vorübergehend wohl, dauernd aber nicht getrübt werden kann. Bestätigt wird diese Behauptung durch die bedeutungsvollen, der Versöhnung von Kultur und Religion dienenden Bestrebungen, die von so hochgebildeten Prälaten wie Le Camus und Mignot, von Geistlichen wie Loisy, Hébert, Houtin, Denis, Lagrange, Gazagnol u. a. seit Jahren in Frankreich eingeleitet wurden.

Die Vision Montalemberts sollte nur zu bald auch in Frankreich benachbarten Ländern Fleisch und Bein annehmen. Vor diesem Entwickelungsprozess schauerte auch Kraus zurück. Die Ereignisse, die der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas unmittelbar vorangingen, brachten ihm die schmerzliche Erkenntnis, dass Europa einer dunklen Zukunft, dass die Hoffnungen auf eine Besserung der bestehenden Verhältnisse sich schwerlich erfüllen würden. Was man seitens der Streng-Kirchlichen in der Konzilszeit alles für Pläne hatte, wie man insbesondere über die theologischen Fakultäten dachte, hat uns selbst Bischof Korum, der übereifrige ultramontane Spielverderber, in einer unter seiner Inspiration entstandenen Schrift[1]) gelegentlich nicht verschwiegen, wo er selbst ganz im Sinne des Ultramontanismus und der Kurie auf die Gefahren des Universitätsstudiums für die Theologen hinwies.[2]) Dass Katholiken dieser Richtung aus dem Konzil als unerbittliche Sieger hervorgehen würden, war Kraus keineswegs entgangen.

---

[1]) Irenäus Themistor a. a. O., 1900.

[2]) Ebenda V. Vgl. ferner die ergötzliche Controverse für und gegen die Seminarbildung der Geistlichen. 179—245.

Trotz dieser Einsicht, trotz der Folgerichtigkeit seines Denkens klammerte sich Kraus jetzt wie auch in späteren Jahrzehnten ganz an den Glauben an eine regenerierende Kraft im Katholizismus. Von dieser, etwas problematischen Realität ausgehend, konnte es bei ihm zu keiner Loslösung vom Kirchentum kommen. Die stete Unterdrückung aller wissenschaftlich kritischen Bestrebungen seitens der Kurie im 19. Jahrhundert von Hermes, Günther, Baltzer, Lamennais, Döllinger bis auf die moderne deutsche und französische Schule, leitete er stets von einem Irrtum, nicht von einem System ab. Die überwältigende Grösse und Herrlichkeit der katholischen Kirche als einer Gemeinschaft, die dem Einzelnen Raum zur vollen Entfaltung seiner ganzen Individualität gewähren könne, galt ihm als ein so imponierender, weil vorhandener Kulturfaktor, dass es ihm selbst als Politiker, vom Theologen gar nicht zu reden, unmöglich schien, sie jemals ausser Acht zu lassen. Als Mitverfasser der Coblenzer Laienadresse vom Jahre 1869 verlangte auch er die Aufgabe der theokratischen Ansprüche des Mittelalters, Reform der Bildung des Klerus, Beteiligung der Laien am christlich-sozialen Leben der Pfarrgemeinde, Aufhebung des Index, Abhaltung von National- und Diözesansynoden [1]) und nichtsdestoweniger hörte er nicht auf, ein treuer Sohn seiner Kirche zu bleiben, als diese Forderungen nicht berücksichtigt wurden.

Ihm schien sein Verhalten nach dem Konzil keineswegs den Vorwurf der Inkonsequenz zu verdienen, wie er ihn seitens seiner Gegner aus verschiedenen Lagern zu hören bekam. Hatte er zur offenen, aber legalen Opposition vor dem Vaticanum gehört und die Konzilsdepesche [2])

---

[1]) Deutsche Rundschau 1902, 4, 6, 453

[2]) Fürst Hohenlohe gebührt das Verdienst, dass er die drohende Gefahr zuerst ins Auge fasste und durch seine Circulardepesche vom 9. April 1869 über die Berufung des Konzils eine Abwehr zu

des Fürsten Hohenlohe gebilligt, so wollte er nach der verhängnisvollen Entscheidung, selbst auf noch engbegrenzterem Gebiete, wahrheitssuchend und kämpfend ausharren. Mochte er als Theologe, als Historiker, als Gelehrter des 19. Jahrhunderts, wie ein Montalembert, Dupanloup, Darboy, wie ein Döllinger mit allen Kampfesgenossen entsetzt gewesen sein, als „wie eine Bombe jener vielberufenen Artikel der Civiltà cattolica einschlug, welcher die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit als den wahren Zweck des Konzils offenbarte“; mochte er im Winter 1869/1870 in der Villa Grazioli in Rom mit der Elite der Opposition eines Sinnes gewesen sein, ja in ihrem Auftrag und zwar auf Veranlassung Lord Actons Schritte zu einer Intervention in München und in Paris unternommen haben, er konnte sich nicht entschliessen, einer separatistischen, wenn auch idealen Richtung zu folgen, die in ihrem Ringen verbluten musste. Er gehörte nach seinem eigenen Geständnis zu jenen Menschen, die „lieber Abgründe überbrücken, über welche überhaupt noch ein Steg zu legen ist,“ ohne dass er deshalb, wie ein evangelischer Schriftsteller treffend bemerkt, eine „feige haltlose Nikodemusnatur gewesen“, wozu ihn namentlich Altkatholiken aber auch ein Teil der ultramontanen Presse stempelten.

Der scharfsinnige Politiker, der die Fortdauer der römischen Kirche trotz ihrer vom Zwang zusammenge-

schaffen bemüht war. F. X. Kraus betonte wiederholt im Gespräche, im Einverständnis mit Gätschenberger, dem wir hier folgen, dass Napoleon, der die Note des Grafen Daru wieder zurücknahm, weil er die Geistlichkeit zu nötig hatte, leider Hohenlohes einladende Note ablehnend beantwortete. Ähnlich war das Verhalten des Grafen Beust, sodass Bayern in seiner Isolierung keinen weiteren Schritt unternehmen konnte. „Das spätere Ergebnis der Konzilsberatungen bewies, dass Fürst Hohenlohe klug und korrekt handelte, wenn auch seine Vorgehen gegen das Konzil die Ursache seines Sturzes war.“ Vgl. dazu St. Gätschenberger: Geschichte des Kampfes der Jesuiten gegen den modernen Staat. Würzburg. 1872, 17.



Prof FX. Kraus.

Originalaufnahme von Herrn Hofphotographen C. Ruf, Freiburg i. B.

haltenen, vom Schrecken beherrschten Umhegung auch für künftige Zeiten gewahrte, siegte über den Theologen, der Opposition und machte aus ihm nunmehr den Wortführer des „religiösen Katholizismus“.[1])

Kraus, der die Phasen des Altkatholizismus mit durchgelebt, zum Teil auch durchgelitten, hat sicherlich Männern wie Jentsch, wie Stieve zugestimmt und den Altkatholizismus als einen edlen Irrtum bezeichnet, „dem zum Erfolg . . . . die Grundlage unerträglicher, von den Schichten des Volkes empfundener Misstände in der bekämpften Kirche fehlte. Ein Dogma wird nie eine grundholende Umwälzung testgewurzelter Zustände veranlassen; dazu bedarf es einer aus dem gesamten geistigen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben eines Volkes hervorgehenden Bewegung. Eine solche fand der Altkatholizismus nicht vor.“[2]) Anderseits lagen die Chancen alle auf Seiten des politischen oder jesuitischen Katholizismus, denn sie waren gesichert durch die Herrschaft über eine festgegliederte, reiche und weitausgedehnte Kirche. Diesem Umstande ist die blinde Hingabe an den Ultramontanismus seitens so vieler opportunistischer katholischer Politiker zuzuschreiben. Man denke nur an Windthorst, der noch Ende 1869 in Gegenwart Stieves versichert hatte: „Und wenn sie mir den Kopf abschlagen, ich glaube nicht an die Unfehlbarkeit.“[3]) Durch die grossartige Bekämpfung, die Kraus

---

[1]) „Le nostre speranze stanno tutte nell' avvenire e si dovranno ad una generazione educata ben diversamente dalla nostra. Lo ripeto, la rigenerazione religiosa deve preparare la soluzione della grande questione.“ Rassegna Nazionale 1889. La Germania e la questione Romana (Separatabdruck) 13.

[2]) F. Stieve, Abhandlungen, Vorträge und Reden. Leipzig 1900. 353.

[3]) Stieve a. a. O. 368. Man vergleiche dazu den bedeutsamen Ausspruch, den ein überzeugungstreuer Katholik, der Konvertit Reinhold Baumstark über Windthorst als kompromittierenden Parteiführer ge-

beinahe dreissig Jahre hindurch dem politischen Programm dieses Mannes und seiner Partei hat angedeihen lassen, hat er am glänzendsten gezeigt, dass er mit dem nachvatikanischen Ultramontanismus auch nicht das Geringste gemein hatte.

Wie man sich Dantes Stirn nicht leicht ohne Zornader denken kann, so konnte man den Mann, der als Spektator seiner Entrüstung über das Vorgehen des politischen Katholizismus so oft Ausdruck gegeben, sich nicht vorstellen, ohne dass eine Falte des Unmuts sein edles Antlitz furchte. Ähnliche Lebensschicksale und ähnliche Geistesrichtung, die gleiche tiefreligiöse Innerlichkeit, verbunden mit rücksichtslosem Wahrheitssinn haben den edlen Freiburger Kirchenhistoriker zum Verkünder Dantesker kirchenpolitischer Doktrinen im 19. Jahrhundert prädestiniert. In ihm erblickten die Vorkämpfer eines äusserlichen Zwangskirchentums ihren gefährlichsten Gegner, über ihn, der doch der katholischen Kirche Deutschlands neues Leben einzuflössen suchte, der als einer der besten ihrer Söhne gelten konnte, fielen sie erst recht in wüstem Hasse her. Nicht wie andere katholische Theologen, die mit der grossen politischen Partei paktierten und durch gelehrte Interpretationen die Harmlosigkeit des Syllabus zu documentieren suchten, wollte der Freiburger Ge-

tan: „Mit vollstem Rechte erkannte der Kanzler, dass in diese Partei (das Centrum) alle partikularistischen Elemente, alle Hoffnungen einer nochmaligen Zerstörung seines neugeschaffenen Werkes sich flüchten werden und müssen, wie es denn auch geschehen ist. Denn trotz aller beständigen Versicherungen der Reichsfreundschaft haben sich unter der Fahne Windthorsts tatsächlich seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag alle und jene Bestrebungen gesammelt, deren Zweck darauf hinauslief, die Reichsgewalt zu schwächen oder ihre Stärkung zu verhindern . . . . Windthorsts Katholizismus war nicht gross genug, um der Kirche Luft zu machen, durch den Verlust seiner politischen Machtstellung. Er blieb bis heute, und hindert den Frieden noch heute.“ Reinhold Baumstark, Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Strassburg 1883.

lehrte vorgehen. Als Forscher und als Publizist nahm er sich vor, den denkenden Männern seines Vaterlandes den Ultramontanismus als den steten Bedränger des nationalen Friedens, als den geschworenen Gegner wissenschaftlichen Fortschritts, endlich als den Feind wahrer Religiosität in allen europäischen Staaten zu schildern.

Keine Nation hat es mehr als Italien am eigenen Fleische erfahren müssen, was die Identifikation des Ultramontanismus mit dem Katholizismus zu bedeuten hat, wie auch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein kein Land mehr unter der Vermischung der weltlichen und der geistlichen Macht gelitten als die italienische Halbinsel. Hier hat sich der Ultramontanismus in der rücksichtslosesten, brutalsten Form gezeigt, vor aller Welt sein innerstes Wesen kundgetan und durch eine endlose Serie von Tatsachen den Beweis erbracht, dass die gegen ihn erhobenen Gravamina nur allzusehr begründet sind.

In der Zeit des Wiedererwachens des italienischen Nationalitätsgefühls, als Karl Albert ganz Italien zur Teilnahme an dem Kriege gegen die Fremden aufrief, zeigte sich so recht die ganze Schwäche, die ganze Zweideutigkeit eines politisierenden, durch allerlei Rücksichten gebundenen Papsttums. Dem italienischen Volke, das noch ganz von Begeisterung für den Befreiungskrieg ergriffen war, das im Papste, als einem italienischen Fürsten, einen natürlichen Helfer in der grossen nationalen Not gesehen, antwortete Pius IX. mit der Enzyklika vom 29. April (1848). Er erklärte, dass er gegen das katholische Östreich niemals an die Spitze einer italienischen Konföderation treten könne. — Wenn die Masse des Volkes sich jetzt zu Mazzini, dem von den Ultramontanen bestgehassten Staatsmann überging, so hatte dies einzig und allein die Politik der römischen Kurie bewirkt.

So sehr es sich der Mühe lohnte, an der Hand Kraus'scher Untersuchungen den Umständen nachzugehen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Aufschwung Italiens zu Falle brachten und später einen friedlichen Ausgleich unmöglich machten, kann an dieser Stelle nur die eine oder andere verhängnisvolle Ursache dafür angedeutet werden. Zunächst stand die unglückselige Persönlichkeit Pius IX., der als „Regent fast aller Eigenschaften entbehrte, die notwendig gewesen wären", jeder gesunden Entwicklung der politischen Lage im Wege. Wie hätte jemals ein Pontifex wie Pius IX. zur Aufrichtung der nationalen Einheit die Hand bieten können, der den Ausspruch getan: „Die konstitutionelle Regierungsform sei mit derjenigen der Kirche nicht vereinbar, die sogenannten konstitutionellen Rechte, wie die Freiheit der Presse, die Assoziation u. s. f. seien an sich schlecht, unsittlich und daher mit dem Geiste der Kirche inkompatibel".[1]) Solche Papstworte bedürfen keines Kommentars.

Der bevorstehende Sturz des Kirchenstaates war nun nicht mehr zu verhindern. Mit dem 20. September 1870 sollte die peinvolle und ruhmlose Agonie des Temporale, welche mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert begonnen, ein Ende finden. Die Symptome dieses Zustandes waren dem Schöpfer der italienischen Einheit nicht entgangen. Cavour musste sich sagen, „dass der Fortbestand des Kirchenstaates gleichbedeutend sei mit der Erhaltung des tiefsten und unversöhnlichsten Gegensatzes, welchen die Einheit der Halbinsel haben konnte".[2])

Aus den Darlegungen über den französischen und italienischen Ultramontanismus erklärt sich Kraus' offene Feindschaft gegen den geistlichen Despotismus, die

---

[1]) F. X. Kraus; Cavour, 48.

[2]) Ebenda, 76.

ultramontane Demagogie und der Entschluss, sein Vaterland und alle anderen interessierten Länder eindringlich vor dem Kultus des ultramontanen Ungeheuers zu warnen und, um ein Taine entlehntes Bild zu gebrauchen, wie einst Clemens von Alexandrien, den Zeitgenossen zu verkünden, dass die Gottheit, welche hinter dem Vorhang der Kirchlichkeit gehütet wird, nichts anderes ist, als „une bête vautrée sur un tapis de pourpre".[1])

Eine Zeit lang hatte Kraus noch gehofft, der kluge Nachfolger des sanguinischen Pio Nono, werde selbst den alten Kurs wenden, die Kirche dem religiösen Katholizismus, die Politik der Kurie zur vollen Anerkennung des modernen Rechtsstaats zuführen. Diese erste, nach Kraus verheissungsvolle Phase im Pontifikate Leos XIII. erstreckt sich über die Jahre 1878 bis 1886. Es war auch die Zeit, während welcher Kraus wiederholt veranlasst war, „die Ansichten zweier edler deutscher Fürsten und die seinige" über wichtige politische Fragen über die Herstellung des Friedens und der Versöhnung zwischen Deutschland und der Kirche, über die Zurückdrängung des demagogischen Elements in den sogenannten katholischen Parteien mit dem Papste zu konferieren. Die Antwort des Papstes war damals eine völlig zustimmende und begleitet von dem Hinweise auf die 1885 (November) ausgegebene Encyclica Immortale Dei," in welcher mit einer sehr bestimmten Absicht und im Hinblicke auf die Gefahren hingewiesen wurde, welche Kraus in einer der Kurie unterbreiteten Denkschrift angedeutet hatte.[2]) Innerhalb dieser Periode hatte Leo XIII. in den Unterhandlungen mit Kraus diesem die vielsagende Erklärung abgegeben: „er sei überzeugt, Deutschlands Kaiser, ob-

---

[1]) Origines de la France contemporaine. III, Préface I.

[2]) Vgl. Essays I. 181.

gleich Protestant, sei als Hüter des monarchischen Prinzips berufen, an der Spitze der europäischen Zivilisation einherzugehen — und er, Leo XIII., sei bereit und gewillt seine Hand in diejenige Wilhelms I. zu legen".[1]) Die Zuversicht, mit welcher Kraus in den achtziger Jahren an die Verwirklichung seines kirchenpolitischen Programms für Deutschland, und zwar unter dem Pontifikate Leo's XIII. geglaubt, spiegelt sich in den Versen wieder, mit welchen er 1886 ein Gedicht über einen Zukunftstraum abschloss.

„Die Zeit wird er und diese Menscheit wenden;
Oh, wolle Gott, ihn, ehe ich scheide, senden!"[2])

Um welchen Preis der Realpolitiker Leo XIII. an dem grossen Friedenswerke seine Mitwirkung versprach, hat Kraus in sichtlicher Ernüchterung in folgendem Passus ausgeführt: „Die erste Phase in dem Pontifikat Leos XIII. gewann ihren fast jähen Abschluss, seit immer klarer hervortrat, dass für die Wiederherstellung des Kirchenstaates weder von Deutschland noch von Österreich etwas zu erhoffen stand. Die Restauration des Temporale bildet in der Tat den Schlüssel für das Verständnis dieses ganzen Pontifikats. Seit Deutschland die positiv gestellte Forderung: „rendez-moi Rome", ebenso positiv abgelehnt, wandte sich die Politik des Vatikans nicht blos von uns sondern gegen uns". Und im gleichen Zusammenhang deutet Kraus die Strömung an, welche die Politik Leos XIII. erfasste und sie in den alten Talweg, den der Fluss papaler Territorialpolitik selten verlassen, wieder zurückdrängte. „Leo XIII.", so führt Kraus aus, „hatte sich zu Anfang seiner Regierung die jesuitischen Einflüsse fern gehalten und blieb längere Zeit entgegengesetzten Einwirkungen zugänglich. Jetzt, nachdem

[1]) F. X. Kraus; Das Pontifikat Leos XIII. i. Allgem. Zeitg. 1903, Nr. 219.

[2]) Ein Zukunftstraum deutscher Kirchenpolitik. 22. Aug. 1886.

Deutschland es ablehnte, ihm Rom zurückzugeben, machte man ihm von jener Seite bald begreiflich, welch ein Irrtum es war, ohne sie regieren zu wollen.“ [1])

Die moderne Menschheit war um eine Erfahrung reicher, sie hatte die Überzeugung erlangt, dass es ein schöner Traum, eine romantische Utopie gewesen, auf die Kurie zu rechnen als auf eine uneigennützige Mitarbeiterin bei der Lösung der modernen Kulturfragen, auf welchem Gebiete es auch immer sein möge. Die Partei, welche auf anderen Wegen sich dem Papste zur Durchführung eines neuen Programms anbot und sich ihm als eifriger Bundesgenosse empfahl, stellte nun ihrerseits Forderungen und verlangte, ein Unterpfand gegen den Rückfall in das liberale Programm der ersten sieben Jahre des Pontifikats .... „Mit einem Worte: die zweite Phase des Pontikats Leos XIII. stellt die denkbar vollkommenste Umwandlung der Kirche in eine politische Institution dar. Dieser Idee wurden alle Gesichtspunkte und Interessen der inneren kirchlichen Verwaltung geopfert. Die religiös-sittlichen Zustände, der religiöse Unterricht, das theologische Studium zeigen vorab in Italien einen Verfall, der auch dem Blindesten auffallen muss.“ [2]) So konnte nur ein Gelehrter sprechen, der wie Kraus die Verhältnisse kannte und einer der ehrlichen Männer war, welche sich auf die Wahrheit verpflichtet hatten. Die Empfindung, dass hier die reformatorische Hand anzulegen sei, hat er als Theologe und als Kirchenpolitiker umso mehr gehabt, als er der Ansicht war, gerade in unserer Zeit, hätten der richtige Ausgleich der geistigen Kräfte gesucht und die Bedingungen gewonnen werden müssen, unter welchen der Katholizismus als Faktor des geistigen Lebens in der Zukunft einen

[1]) Das Pontifikat Leos XIII. i. Allg. Zeitg. 1903, Nr. 219.

[2]) Allg. Zeitg. 1903, Nr. 219.

Platz gefunden. Das Pontifikat Leos XIII., mit seinen verschiedenartigen Beweggründen, bedingt durch die jesuitische Einflussphäre, in der es sich immer mehr entwickelte, hat gerade nach dieser Richtung die peinlichsten Erinnerungen hinterlassen. Eine solche wurde bei Kraus wachgerufen, wenn er jener, durch nichts herausgeforderten, durch nichts empfohlenen Ächtung des Mannes gedachte, in welchem sich für ganz Italien der Bund der Religion mit der Wissenschaft, dem Patriotismus, der nationalen Ehre und Zukunft der Nation darstellte. Ihm galt die Censurierung Rosminis, der als einer der grössten Denker des katholischen Klerus genannt wird, für das Pontifikat Leos XIII. genau dasselbe wie die Hinrichtung des Herzogs von Enghien für die Regierung Bonapartes: „ein Pfand an die dominierende Partei, eine Darlegung dessen, was man zu erwarten, dessen, was man nicht mehr zu hoffen hatte“.[1])

Angesichts solcher Tatsachen, welche nur als die ergreifenden Präludien einer tragischen Unterdrückung des denkenden und religiösen Elementes im Katholizismus angesehen werden können, waren Kraus Äusserungen geläufig, die sich dem Sinne nach mit jener decken, der er in seinem Essay über Rosmini Ausdruck gegeben: „Sterben ist nicht das grösste Opfer, das uns auferlegt werden kann: schwerer ist zu leben mit Menschen, mit denen man nicht leben möchte; Dinge sehen zu müssen, die man nimmer hätte sehen mögen; Hoffnungen und Ideale zu Grabe tragen, die zu verwirklichen wir uns berufen glaubten und deren Besitz und Dienst uns das Leben allein wert und erträglich machte.“ [2])

Und nun sehen wir, wie der Gelehrte mit dem ungeheuren Schatze seines historischen Wissens, mit der ganzen

---

[1]) Ebenda.

[2]) Essays I., 121.

Logik seines Denkens, mit der ihm eigenen Methode des Schaffens seine besten Kräfte in der Bekämpfung des ultramontanen Systems sich ein neues, grosses Lebenswerk vornimmt. Als unparteiischer Richter zwischen Regierung und Kurie stehend, hat F. X. Kraus, in seinen Eigenschaften als Historiker und Politiker, als hochgeschätzter Berater von erlauchten Persönlichkeiten, als Publizist mit Schärfe und Esprit das grosse Hindernis gekennzeichnet, welches einer wahren Concordia nicht nur, aber auch einem halbwegs ruhigen Nebeneinandergehen beider Gewalten in den meisten europäischen Staaten im Wege stehen; nämlich der von den Jesuiten inspirierte moderne Ultramontanismus. Diese Richtung, welche auf allen Gebieten des menschlichen Schaffens dem reaktionärsten Doktrinarismus huldigt, ist für die Bekämpfung des Liberalismus mithin des auf ihn gestellten modernen Rechtsstaates, für das Zustandekommen des Syllabus, für die Erklärungen des Vatikanischen Konzils, für das Eindringen der ultramontanen Staatsauffassung in die europäischen Parlamente verantwortlich zu machen. Von ihrem Erscheinen an, datiert F. X. Kraus den „Ursprung jenes alle unsere Kammerverhandlungen erfüllenden Krieges auf Leben und Tod . . . . gegen die liberale Idee und den von ihr erfüllten oder auf sie gestellten modernen Staat . . . . . Dieser Kampf war früher ein mehr oder weniger unbewusster, seit 1850 ist er ein systematischer, prinzipieller, unversöhnlicher, sein innerer und notwendiger Zusammenhang mit der Frage des Temporale . . . . ohne weiteren Kommentar verständlich.“ [1]) Eingeleitet und mit unerbittlicher Logik fortgesetzt wurde dieser Kampf durch die Jesuiten, vor allem durch ihr Organ, die „Civiltà

[1]) Spectator, X. 5. (Die „Kirchenpolitischen Briefe“, wie sie die Beilage der Allg. Zeitg. von 1895 1899 brachte, zitiere ich der Einfachheit halber mit dem Pseudonym und der entsprechenden Briefnummer.)

cattolica“. Die allgemeine Weltanschauung, aus welcher das grosse jesuitische Kampfessystem hervorgeht, hat für den harmlosen Bürger, für den beschränkten Katholiken etwas Bestechendes, Grossartiges an sich und jedenfalls den Vorzug, in sich geschlossen und einheitlich zu sein. Behauptete doch selbst ein Mann wie Dr. Jörg, „dass der Syllabus Pius IX. das wahrhaft bewunderungswerte Meisterwerk staatsmännischer Weisheit in sich schliesst und den Grundriss liefert zum Neubau christlicher Staaten.“ [1]

Dem denkenden modernen Menschen, dem aufgeklärten Katholiken, dem Staatsbürger unserer Zeit kann aber die Grösse der Gefahren, welche dieses System in sich birgt, auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Wer sich daraufhin nach den staats- und kirchenrechtlichen Prinzipien bei einem sicherlich unparteiischen und zuverlässigen Gewährsmann ausführlicher orientieren will, den verweist Kraus auf das Handbuch des Jesuitenkardinals Camillo Tarquini. Nach diesem Werke wird auch heute in den Jesuitenschulen unterrichtet und mit dessen Grundsätzen erfüllt kehren die deutschen Germaniker nach Deutschland zurück, um alsdann in ihrem Vaterlande Ansichten zu verbreiten, welche sich merklich von denjenigen aller übrigen Staatsbürger unterscheiden. In diesem rechts- und staatswissenschaftlichen System ist von Rechten des Staates hinsichtlich der Kirche keine Rede mehr. Es gibt deren keine, und wenn sich etwa jemand darauf berufen wollte, der Staat sei vor der Kirche dagewesen und die Kirche lebe tatsächlich in dem Staate, so wird er hier gründlich eines besseren belehrt. Der P. Tarquini zeigt solch einem irrenden Schäflein sofort, dass die Kirche schon vor Christus bestanden, dass sie immer

---

[1]) Die Jesuitendebatte im deutschen Reichstage am 15. und 16. Mai 1872. Berlin. 1872. 30.

hinsichtlich ihrer Wesenheit und Zwecke dagewesen, dass der vorchristliche Staat aber unfrei und imperfekt war. Man gebe sich nun keineswegs der Illusion hin, derartige Anschauungen seien lediglich römischen Kurienprälaten geläufig. Im deutschen Episkopate finden sich Männer, die nicht nur Tarquinis Sprache reden, sondern die Ansprüche der jesuitischen und ultramontanen Weltauffassung in Bezug auf Politik, Staat und Schule mit allem Nachdruck in der Öffentlichkeit vertreten. Die an anderer Stelle bereits angeführte Hetzschrift des Trierer Bischofs hat es sich unter Anderem zur Aufgabe gemacht, mit Zuhülfenahme aller möglichen nichtultramontanen Autoren darzustellen, dass die Redensarten (sic!) über nationale Erziehung . . . . . durchgängig unklar sind", ... dass ferner „selbst die Ziele dessen, was man „nationale Bildung" nannte, immer noch nicht gewürdigt sind", und der Herr Bischof fährt allen Ernstes fort — risum teneatis — „Wir wollen hier nachhelfen".[1]) Weiter fliesst aus dem Begriff der Kirche, — wie ihn die Jesuiten und ihre Schüler u. a. auch Bischof Korum kennen —, als der einzig vollkommenen Gesellschaft, dass sie auch jedem Individuum und dem Gemeinwesen gegenüber das Recht hat, materiellen Zwang anzuwenden. Es gehört nun ferner zu den Attributen der Majestas, dass sie ein Territorium, auf welchem die Zwecke der Gesellschaft ausgeführt werden können besitzt; so hat auch die Kirche notwendigerweise ein Territorium, um ihre Zwecke, denen die weltlichen untergeordnet sind, zu erreichen. Und da der Kirche von Rechts wegen jeder unterliegt, auch die Ketzer und die Ungläubigen, mit denen die Kirche, weil ihr Gesellschaftsverband als religiöser unerlaubt (sic) ist, in stetem Kriege lebt – und die Kirche ihrer Natur nach katholisch, d. h. über den ganzen

---

[1]) Irenäus Themistor, a. a. O. 241, f.

Erdkreis verbreitet ist, so ist dieser ganze Erdkreis das Territorium der Kirche. Es ist daher unter Innocenz X. 1644 die Behauptung als schismatisch und häresisch verworfen worden, wenn der Papst seine Konstitutionen an Orte sende, die fremden Fürsten unterstünden, so übe er Jurisdiction in territorio alieno (auf fremdem Gebiete) aus. Überall aber übt die Kirche „iura maiestatica“, Majestätsrechte, aus, weil das in ihrer Natur als einer societas perfecta (eines vollkommenen Staatswesens) liegt. Nimmt man den Satz hinzu, dass diese „vollkommene Gesellschaft“ sich von keiner anderen Instanz vorschreiben lassen kann, welche Mittel sie zur Ausfüllung ihres erhabenen Berufes nötig hat, so ergibt sich daraus unweigerlich die Konsequenz, dass es der Kirche, beziehungsweise dem Papst, ganz allein zusteht, die Grenzen und den Umfang seines Kirchenstaates zu bestimmen, und eigentlich gar nichts dagegen einzuwenden wäre, wenn der hl. Vater einmal fände, die Ausübung der geistlichen Gewalt bedürfe zu ihrer Freiheit die territoriale Souveränität über die ganze Erde oder wenigstens über ganz Italien.“ [1]) So vorsintflutlich einem der Inhalt der Tarquinischen Institutionen vorkommt, sind dieselben nichtsdestoweniger modernsten Datums. [2]) Dogmatisch hat diese eines Bonifaz VIII. würdige Argumentation „der Padre Perrone, der Hauptdogmatiker der Jesuiten in unserem Jahundert, unterstützt“ und der staunenden Welt verkündet „ein Kirchenstaat sei schon deshalb notwendig, weil die Welt doch des Anblickes wenigstens eines Idealstaates bedürfe, der ganz nach den Gesetzen und dem Geiste Christi regiert werde“.

„Es war der prächtigste Scherz,“ fügt Kraus hinzu, „den sich diese geistlose Berühmtheit in den vielen

[1]) Spektator, X. 5.

[2]) Juris Ecclesiastici Institutiones, auctore Cam. Tarquini e. Soc. Jesu. Accedit ejusdem dissertatio de Regio Placet. Ed XV. Romae 1894.

Bänden, welche Perrone geschrieben hat, zu erlauben beliebte. Da der ehrwürdige Vater nicht Historiker war, hat er sich den Nachweis geschenkt, in welchem Jahre des Heils die Stati pontifici ein nach dem Geiste des Herrn regierter Idealstaat gewesen sind". [1])

In dieser feinen ironisierenden Charakteristik der jesuitischen Staatsdoktrinen, denen der Absolutismus des Papstes in Kirche und Staat, in Lehre und Verwaltung zu Grunde liegt, ist die Unvereinbarkeit der Wirksamkeit des Jesuitenordens mit dem innersten Wesen unserer Zeit ziemlich deutlich ausgesprochen.[2]) Die Geschichte des modernen Frankreich, des Landes, in welchem Kirche und Schule den zahlreichen Orden, vor allem den Jesuiten, durch die Fahrlässigkeit der Regierungen und die Willkür der Kurie ausgeliefert wurden, bietet ein erschreckendes Beispiel für die verheerenden Wirkungen der Mönchsorden auf allen Gebieten des nationalen, des kulturellen, ja des religiösen Lebens. Urheber aller Verhetzungen gegen die Staatsgewalt, Störer des bürgerlichen Friedens sind seit dreissig Jahren die Mönchsorden gewesen, ob sie nun Assumptionisten oder Jesuiten heissen. Sie sind allzeit die Gegner des nationalgesinnten Klerus, der Gallikaner gewesen, sie haben im französischen Katholizismus eine vollständige Umwälzung herbeigeführt. „Um hier ihren Geist des absoluten Dogmatismus[3]) und katholischer Kampfespolitik für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums im besondern und seiner mittelalterlich weltpolitischen Vorherrschaft im allge-

[1]) Spektator, X. 5.

[2]) „Der klaffende Gegensatz des Ordens . . . . gegen die ganze Weltanschauung der Gegenwart war noch nicht derart in die Erscheinung getreten, wie seit 1849." F. X. Kraus, Pellegrino Rossi I. Beil. z. Allg. Zeitg. 1901, Nr. 225, 6.

[3]) 1891 schrieb Kraus in einem Briefe aus Rom: „Die Jesuiten arbeiten an einem neuen Dogma über die „necessità del poter temporale."

meinen gegen den noch nationalen und reform-theologischen Tendenzen huldigenden Weltklerus Frankreichs zur Herrschaft zu bringen, setzten sie an drei Punkten ein: in dem theologischen Lehramt, in dem Predigtamt für die katholische Laienwelt und in der Erziehung der Jugend. In parallelem Vorgehen haben die Orden in dieser Zeit den Weltklerus sowohl von den Kathedern der Priesterseminare wie von den Kanzeln der grossen Pfarrkirchen verdrängt und endlich den gesamten untern und mittlern Schulunterricht der Kirche an sich gerissen. Auf allen drei Gebieten hatten die Orden die unbedingte Vorherrschaft, fast die Alleinherrschaft gegenüber dem Weltklerus inne, als mit dem Vereinsgesetze der jetzige Kampf der Republik gegen sie begann".[1]) Nicht nur auf dem Kontinent, sondern auch in England und Amerika haben sich die Jesuiten als unduldsame, friedenstörende Elemente eingeführt. Der sonst ultramontane Kardinal Manning selbst schloss sie von seiner Diözese aus und die amerikanischen Bischöfe traten noch Ende der neunziger Jahre mit Erfolg gegen die „Gesellschaft Jesu" auf. Der Feldzug, der alsdann durch den allmächtigen Jesuitenkardinal Camillo Mazella gegen den sogenannten „Americanismus" geführt wurde, endete freilich mit einer Niederlage der Amerikaner. Hinsichtlich der gerade in unseren Tagen so brennenden Jesuitenfrage huldigte Kraus wie die meisten aufgeklärten Katholiken nicht jenem optimistischen Auffassungen, welche neulich als gouvernementale Kommentare der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes angeheftet wurden. Ähnlich wie über die Orden überhaupt dachte Kraus über die Gesellschaft Jesu.

Zunächst erhob er Widerspruch dagegen, dass unter den Ordensgeistlichen die geistig durchgebildetsten Ele-

[1]) Vgl. Gesta Dei per Francos i. „Kölnische Zeitung" 15. III. 04, Nr. 266

mente des Klerus sich befänden. Er hielt vielmehr dafür, dass der grössere Prozentsatz gebildeter, gelehrter, geistig hochstehender Geistlicher jetzt nicht im Ordensstande, sondern im Weltklerus sich finden. Aus ethischen Gründen hatte er gegen die Zulassung der Orden nichts zu erinnern, wenn er auch dieselben keineswegs als Panacee gegen den modernen religiösen Indifferentismus anpries. Kraus glaubte dies um so lauter betonen zu müssen, als die ultramontane Presse in der Rückberufung der Mönche ein sicheres Heilmittel gegen alle Schäden der Zeit darzustellen pflegt. Und er fügte hinzu: „Auch da, wo die Orden unbehindert fortbestanden, ist es nicht gelungen, sie zu einer besonderen geistigen Höhe emporzuführen . . . . Insofern schliesst das ewige Rufen unserer Zentrumspresse nach Kapuzinern usw. eine wahre Beleidigung unseres Weltklerus in sich." Und im gleichen Abschnitt fuhr der Autor also fort: „Alle menschlichen Dinge leben sich einmal aus, und die Orden sind — mit Verlaub der Jesuiten möge es gesagt sein — eine menschliche Einrichtung; sie sind als solche an den Kreislauf alles irdischen Lebens gebunden. Sie haben ihren Höhepunkt gehabt, aber sie werden nie zu demselben zurückkehren." [1])

Unter den Päpsten fanden sich bekanntlich verschiedene, die sich als energische Gegner der Jesuiten zeigten. Bekannt ist ja, dass Clemens XIV. den Orden aufhob.[2]) Die Tatsache aber, dass der fromme Gregor

[1]) Spektator II. 3.

[2]) Dieser Papst schrieb an einen Kardinal: „Die erste Periode des Christentums, die wir als das schönste Zeitalter der Kirche bezeichnen, kannte weder Mönche noch Ordensmänner. Diese Tatsache berechtigt uns zu dem Schluss, dass die Religion zu ihrer Selbsterhaltung nur ihrer gewöhnlichen Diener bedarf, dass dagegen die Ordensgeistlichen, wenn auch als Hifstruppen sehr nützlich, keineswegs absolut notwendig sind." (Vgl. Lettres de Clément XIV. Ed. Paris 1776 II. 132 f.).

XVI. und sein Staatssekretär, Kardinal Lambruschini, ebenfalls keine Freude an der Gesellschaft Jesu hatten, dass namentlich Gregor XVI. den Pater Theiner sogar beauftragt hat, auf Grund des in den päpstlichen Archiven enthaltenen dokumentarischen Materials die Aufhebung des Ordens durch Clemens XIV. zu rechtfertigen,[1]) ist lange nicht bekannt genug und nicht hinreichend gewürdigt. Diese Tatsache beweist uns, dass der Katholizismus nicht mit dem jesuitischen Ultramontanismus zu identifizieren ist, dass es berufene Organe der Kirche gegeben, die auf eine solche Trennung allen Nachdruck legten. Mit dieser Richtung innerhalb der Kirche, der eine Zeit lang selbst Pius IX. nicht fern stand, der auch Kardinal Manning beipflichtete, mit einem Manne, wie dem frommen Rosminianer Pater Paoli, mit seinem deutschen Landsmanne Reinhold Baumstark, mit so vielen andern überzeugten Katholiken,[2]) denen das jesu-

[1]) Vgl. F. X. Kraus, Pellegrino Rossi II. i. Beil. z. Allg. Zeitg. 1901, Nr. 252, 1.

[2]) Schrieb doch neulich ein katholischer Geistlicher: „Ja wir möchten behaupten, dass noch selten von einer Regierung eine grössere Unklugheit begangen worden ist. Entweder hält man das Jesuitengesetz für etwas Notwendiges und Berechtigtes, dann hat man keinen Grund, dasselbe irgendwie aufzugeben, oder man hält es nicht mehr für zeitgemäss, und dann soll man es ganz aufheben, um den Gegnern des Gesetzes jede Agitationswaffe aus der Hand zu nehmen. So aber hat man die Gegner der Jesuiten gereizt, ihre Anhänger doch nicht befriedigt und den Jesuiten selbst die beste Gelegenheit geboten, ihren ganzen Einfluss innerhalb Deutschlands auszuspielen. Von jetzt ab ist den Jesuiten die uneingeschränkte Möglichkeit geboten, in alle ihnen überhaupt offenstehende Gebiete sich einzudrängen. Dazu brauchen sie keine Niederlassungen. Es ist ja dem einzelnen Jesuiten nunmehr ermöglicht, jede Stellung nicht nur von Seiten eines bischöflichen Ordinariates sondern auch von Seite der Regierung anzunehmen. Es steht kein Hindernis im Wege, dass in Zukunft Jesuiten nicht nur als Leiter von Seminarien sondern auch als Professoren an Gymnasien, Lyzeen, ja an Universitäten übernommen, ferner überall und bei jeder Gelegenheit durch Veranstaltung von Vorträgen, Missionen und dergl. den weitgehendsten Einfluss auf alle Schichten der Bevölkerung ausüben.“ („Münchner Neueste Nachrichten“, 15. II. 04, Nr. 124).

itische sacrificio dell' intelletto ebenso sehr als eine Erniedrigung der menschlichen wie der christlichen Würde erschien, wollte Kraus mit Rücksicht auf den konfessionellen, wie auf den politischen Frieden, ja aus reinen religiösen Interessen, den Jesuitenorden von Deutschland ausgeschlossen wissen. Mochte Kraus in manchen Punkten mit dem eifrigen Konvertiten R Baumstark divergieren, in der Bekämpfung der Jesuiten war er durchaus mit ihm einverstanden, auch er war, wie dies aus fast allen seinen kirchenpolitischen Schriften, selbst aus seinem Testamente hervorgeht, der Ansicht, dass der Jesuitismus sich nicht zu erheben vermag über einen Standpunkt, welchen die Kirche — zum Glück der Menschheit — verloren hat, nämlich über den Standpunkt der weltlichen Macht, der politischen Herrschaft, des äusserlichen Zwanges." [1])

Hierin stimmten diese beiden, ihrer Kirche treu ergebenen Männer dem Urteil eines katholischen Staatsmannes bei, welcher in den Zwecken des Ordens „eine entschiedene Kriegserklärung gegen die Grundlagen unseres staatlichen Lebens"[2]) erblickte und zwar aus dem Grunde, weil die Zielpunkte des Syllabus der Tätigkeit des Jesuitenordens als Richtschnur dienen.

In wieweit die Jesuiten und der von ihnen geleitete Ultramontanismus diese Tendenz auf religiös-kirchlichem Gebiete befolgt, hat F. X. Kraus unter dem Pseudonym Flaminio in der „Deutschen Rundschau" ausführlich dargestellt. Wir bitten um die Erlaubnis, hier seinen Worten Raum zu geben. „Der Ultramontanismus ist keine Erfindung unseres Jahrhunderts", schrieb Flaminio. „Er ist in seinen Keimen so alt wie das Christentum

[1]) R. Baumstark, a. a. O. 89f.

[2]) Rede des Fürsten von Hohenlohe-Schilligsfürst, in der Jesuitendebatte, a. a. O. 30.

selbst. Freilich es gibt Leute, welche ihn mit dem Katholizismus identisch setzen; ich werde mich nicht so tief bücken, um mit diesem Standpunkt zu verhandeln. Der Ultramontanismus ist jene Gesinnung, die es nie verstehen kann, dass das Reich Christi nicht von dieser Welt ist; die obgleich von dem Stifter der christlichen Religion mit seinem „retro Satana“ zurückwiesen, sich immer und immer wieder an dieselbe heranschleicht. Seit die Kirche ihren Gang durch die Jahrhunderte genommen, folgt sie ihr, bald von ferne, bald näher, wie der Verführer der Unschuld auf ihrem Wege nachgeht. Sie hält der christlichen Gesellschaft die Fata Morgana einer irdischen Herrschaft vor, macht den Papst nicht nur zum einzigen unbeschränkten Herrn der Kirche, sondern auch zum obersten Gebieter über Fürsten und Völker. Diese Gesinnung muss, um sich mit der Geschichte abzufinden, diese ignorieren oder fälschen, sie muss, wie Herr Gaume den Satz aufstellen, je absurder und härter eine Lehre klinge, desto göttlicher sei sie. Hatte Christus erklärt, dass er gekommen sei, zu dienen, so erklärt sie, dass die Kirche da sei, um zu herrschen; sie denkt sich aber diese Herrschaft nicht als eine Herschaft der Liebe, vielmehr als eine Herrschaft der Gewalt und des Schreckens. Es kann scheinen, als ob der Schritt des Versuchers heute dichter als jemals hinter dem der Kirche vernommen werde, als ob er die Hand ausgestreckt habe, um sie in diejenige der letzteren zu legen. Ich kann trotzdem nicht zugeben, dass, was man heute nur allzugern annimmt, sich Katholizismus und Ultramontanismus identifiziert haben.“[1])

„Dieses System trägt seinen romanischen Ursprung an der Stirne und wird nie in germanischen Ländern durchzudringen vermögen.“ So schrieb im Jahre 1871

[1]) Deutsche Rundschau VI. 245.

Döllinger an den Erzbischof von München.[1]) Für Döllinger war es eine ausgemachte Sache, dass das moderne Papsttum sich mit dem Ultramontanismus identifiziere, dass es, gestützt auf diesen darnach strebe, die Weltherrschaft wieder zu erlangen, welche „Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrütet und die ärgsten Missbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten.“ [2]) „Der Papst ist kraft seiner hohen Würde auf dem Gipfel beider Gewalten,“ ist ein Diktum der Civiltà cattolica (18. März 1871), das Döllingers Ansicht nur zu sehr bestätigt.

F. X. Kraus waren die Velleitäten der Jesuiten, den päpstlichen Absolutismus in Kirche und Staat, in Lehre und Verwaltung zum Glaubenssatz zu erheben, ebensowenig entgangen, wie seinem Münchener Kollegen und Kampfgenossen. Dennoch glaubte er im Gegensatz zu diesem als Politiker, dass die praktische Undurchführbarkeit des jesuitisch-ultramontanen Programms in obigem Sinne in unserer Zeit mathematisch erwiesen sei. — Er war der Ansicht, dass die katholische Christenheit von selbst wieder von Strömungen abkommen würde, die er weder als Theologe noch als Historiker noch endlich als Bürger billigen konnte. Erlebt hat er diese Umwandlung freilich nicht, er hat wohl auch selbst geahnt, dass sie noch in weiter Ferne liege, geradeso wie eine Aussöhnung zwischen Vatikan und Quirinal.

Mit dem gleichen Scharfblick, mit welchem der Freiburger Gelehrte den Jesuitismus als den spiritus rector des politischen Katholizismus kennzeichnete, hat

[1]) Briefe und Erklärungen von J. von Döllinger über die Vatikanischen Dekrete 1869—1887. München, 1890. 91 f.

[2]) Ebenda.

er diesen bis in seine innersten Tiefen analysiert und die Merkmale zusammengestellt, welche dem ultramontanen System, seit es überhaupt in der Geschichte aufgetreten ist, zu allen Zeiten und überall zu eigen waren. „Mir scheint," sagt Kraus, „dass diese Merkmale sich in folgenden fünf Punkten zusammenfassen lassen, die man gerade als den Katechismus dieser „Lehre" bezeichnen darf:

1. Ultramontan ist, wer den Begriff der Kirche über den der Religion setzt.

2. Ultramontan ist, wer den Papst mit der Kirche verwechselt.

3. Ultramontan ist, wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt und es sei, wie das der mittelalterliche Kurialismus behauptet hat, in der Schlüsselgewalt Petri auch weltliche Jurisdiktion über Fürsten und Völker eingeschlossen.

4. Ultramontan ist, wer da meint, religiöse Überzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder dürfe durch solche gebrochen werden.

5. Ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Anspruche einer fremden Autorität zu opfern." [1])

Als F. X. Kraus der Sekte der Pharisäer, wie er die Ultramontanen und ihre Gesinnungsgenossen zu bezeichnen pflegte, diesen Spiegel vorhielt, hätte er mit Wieland ausrufen können:

„Und wenn ich Heil'ge damit nicht aus der Fassung bringe",
„So sagt, ich wisse nichts vom Gang der menschlichen Dinge".

Für Kraus traf beides zu; durch seine schonungslosen, aber wahrheitsvollen Darlegungen der ultramon-

[1]) Spektator, II. S.

tanen Plagen der Gegenwart hat er seine gründliche Kenntnis vom Gang der menschlichen Dinge gegen die göttlichen in der römischen Kirche geoffenbart und dadurch die „Heil'gen" aus der Fassung gebracht, sie sich zu Todfeinden gemacht.

Damit hat sich aber ein Mann wie F. X. Kraus nicht zufrieden gegeben. Das Wohl seines Vaterlandes war für ihn höchstes Prinzip und darum meinte er, „politischer Einfluss könne oder müsse unter allen Umständen erstrebt werden . . . . aber ohne eine offizielle Stellung, gewissermassen hinter den Kulissen stehend."[1] Durch rastlose umfassende Arbeit, durch andauernde Beobachtung seines Gegners hat er sich eine solche Wissensfülle über die Taktik und die Verschlagenheit der ultramontanen |Methode angeeignet, dass er mehr denn einmal zu Rate gezogen wurde. Als Katholik wusste er, dass kein Staat verpflichtet sei, ultramontanen Ansprüchen gegenüber Konzessionen zu machen. Deshalb pflegte er auch zu sagen, dass Fürst Chlodwig zu Hohenlohe die Konsequenzen des Vatikanums weit besser überschaut habe als Bismarck. Freilich die Leuchten des Zentrums, die „den Papst mit der Kirche verwechseln", sind anderer Ansicht. Am offenen Grabe fand es seiner Zeit ein Dr. Schädler für angebracht, die Haltung des hochverdienten einstigen bayerischen Ministerpräsidenten den Konzilsmisständen gegenüber als „einen dunklen Punkt" im Leben des erlauchten Fürsten zu bezeichnen. — Dass ein dem entschlafenen Reichskanzler, Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, so nahestehender Gelehrter wie F. X. Kraus, gerade was diesen Punkt betrifft, anderer Ansicht war, braucht hier wohl nicht ausführlich dargelegt zu werden. Beachtenswert ist folgende Äusserung von Kraus über den Fürsten;

---

[1]) Essays I. 388.

„Fürst Chlodwig war inzwischen als Kgl. Bayrischer Ministerpräsident in die kirchenpolitische Aktion eingetreten. Sein staatsmännischer Blick hatte klar erkannt, welchen Gefahren der Friede zwischen Staat und Kirche durch die von den Jesuiten betriebene, von Pius IX. als eine persönliche Herzensangelegenheit seit langem ins Auge gefasste Declaration der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgesetzt sein werde. Aus dieser Erwägung und dem Verkehr des Fürsten mit Döllinger ging die bekannte Cirkulardepesche vom 9. April 1869 hervor." [1])

Es mag genügen, dass wir nur kurz auf die trefflich von ihm vorgenommene Entlarvung des Ultramontanismus hinweisen. Welcher Politiker möchte nicht mit Kraus einverstanden sein, wenn er schreibt: „Das natürliche Ergebnis aus dieser falschen Situation ist der chronische Konflikt, in welchem sich der Ultramontanismus mit der historischen Wahrheit befindet; die Unwahrhaftigkeit seiner Geschichtschreibung, die traurige Verlogenheit seiner Presse und das schimpfliche System der Verleumdung und Lüge, welches gegen alle, welche nicht „korrekt" denken als erlaubt, gehandhabt wird."

„Mit diesem System musste aufgeräumt werden: es widerstrebt dem besten, was wir in unserer deutschen Eigenart besitzen. Es ist klar, dass es nicht zur Herrschaft bei uns gelangen kann, ohne das deutsche Reich und das deutsche Volk zu zerstören." [2])

Diesem mehr allgemein gehaltenen grundsätzlichen Bekenntnis hat Kraus, als er sich als Publizist vor das Forum der Öffentlichkeit stellte und jene monumentale Serie von kirchenpolitischen Briefen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung einleitete, ein noch präziseres, seinen kirchenpolitischen Standpunkt genau definierendes, vorausgeschickt. Damals schrieb er: „Wir stehen zu-

---

[1]) Essays II. 168.
[2]) Spektator II. 7.

nächst als Publizisten fest auf dem Standpunkt der modernen Staatsidee, deren Magna charta für uns die volle und ungeschmälerte Freiheit des Gewissens bildet; das ist für uns ein erster Prüfstein, an dem wir Freund und Feind erkennen. Wir stehen des weiteren auf allen Punkten ein für die Einheit und Grösse des deutschen Reiches unter der Hohenzollernschen Spitze, und wir werden unnachsichtlich alle Machinationen aufdecken und verfolgen, welche den stolzen Bau unterminieren, uns vor das Jahr 1870 zurückwerfen oder Zustände unter uns zurückführen wollen, wie sie vor 1618 bestanden. Und wir stehen drittens ebenso entschieden für die Erhaltung der Monarchie ein, nicht bloss im Interesse der Ordnung, sondern auch im Interesse der Freiheit: wir kündigen offnen Krieg allen Bestrebungen an, welche den Einfluss der Kirche zugunsten der demokratischen Politik, zugunsten der Herrschaft des vierten Standes über die grosse gebildete Mehrheit des deutschen Bürgertums mobil machen wollen . . . . Den Kirchenpolitikern aber, welche uns nach einem bündigen Programm fragen wollen, würden wir sagen, dass uns ein solches vor nahezu neunzehnhundert Jahren in zwei kurzen Sätzen gegeben wurde: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ — und „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ [1])

Wie so manche andere, durch solche Hinweise den massgebend kirchlichen Kreisen unbequeme Beobachter der Dinge, wurde auch Kraus durch das Odium theologicum über das Grab hinaus verfolgt. Und eine seltene Ironie des Schicksals wollte es, dass er scheinbar noch aus der Welt der Abgerufenen durch ein wohl einzig dastehendes jugement d'outretombe sich als Richter über das Pontifikat Leos XIII. aussprach. Man erkennt in

[1]) Spektator I. 1.

dieser klassischen Schilderung unschwer die wahrheitsuchende Tendenz des edlen Spektator und findet in ihr eine Folie zu dessen kirchenpolitischem und religiösen Programm. Sie wirkte wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel und zeigte die grossartig inscenierte Apotheose, wie sie die eifrige ultramontane Presse und gewisse Organe einer müden, der grossen Masse dienenden Richtung aufsteigen liessen, in ihrem wahren Lichte.

Hier spricht ein Mann ohne jedwede Rücksichtnahme, frei von jeglichen Opportunitäts- oder gar Rehabilitierungsvelleitäten zu uns, ganz nach seiner tiefen, inneren Überzeugung, in vollem Einklang mit den ein ganzes Menschenleben hindurch von ihm vertretenen Grundsätzen des idealen, des religiösen Katholizismus. „Der geistesmächtige Papst, der ein zweiter Gregor der Grosse, die Kirche in ein neues Zeitalter eingeführt," [1]) erfuhr durch F. X. Kraus und seither von etwas weniger warmblütigen Autoren, als dem eben angezogenen, eine wesentlich andere Beleuchtung.

Kraus vergleicht den Vorgänger Pius X. „jenem kleinasiatischen König, welcher, der Verheissung folgend auszog, um jenseits des Flusses ein grosses Reich zu zerstören." Und F. X. Kraus fährt, im Gegensatz zu dem mutig in die ultramontane Posaune stossenden Gewährsmanne der „Woche", also fort: „Auch Leo XIII. überschritt einen Strom, um ein mächtiges Reich zu zerstören".[2])

Ein solches Verdikt über das Pontifikat Leos XIII. kam ebenso ungelegen und wirkte ebenso verblüffend wie etwa die Dialogues des Morts Fénelons; als scharfsinniger Epilog zu den Spektator-Briefen hat es aber auch die Trag-

[1]) Prof. Martin Spahn; Leo XIII i. d. Woche. Nr 28, 5. Jahrg. 1231.

[2]) Das Pontifikat Leo XIII. von F. X. Kraus †. Allgem. Zeitg. Nr. 219. 9. Aug. 2.

weite jener sanktionierenden Äusserung, die Pascal, ein anderer Gegner des jesuitischen Katholizismus über andere Briefe, seine Provinciales, tat, als er sagte: „Man hat mich gefragt, ob ich es es nicht bereue, die Provinciales verfasst zu haben und ich habe geantwortet: „Weit entfernt, dass ich sie bereue, würde ich sie verschärfen, wenn ich sie noch zu schreiben hätte.“[1])

Kraus gleicht darin Pascal, dass er seine kirchenpolitische Publizistik auf klaren Prinzipien aufbaute und ihnen auch sein ganzes Leben durch alle Kämpfe und Mühen hindurch treu blieb.

Manch einem mag es beklagenswert erscheinen, dass der kirchenpolitische Beobachter Kraus die Tage des letzten Konklave nicht mehr erlebte. Welch kostbare Anregung hätten sie einem Manne von seinem Esprit, seiner Ironie, seiner Beherrschung der politischen und religiösen Situation gerade jetzt gewährt! Und doch ist es Torheit, über unwiederbringlich Verlorenes zu klagen, statt sich voll und ganz an der meisterhaften Skizze über das Pontifikat Leos XIII. zu erfreuen, die Kraus, wenn wir gut berichtet sind, in Rom, selbst schwer leidend, entworfen. Im schlug die Stunde der Erschöpfung nie wie andern Sterblichen, selbst nach seinen grössten Werken, selbst in mitten von Qualen und Leiden nicht. Und dessen werden wir wieder von neuem gewahr in diesem letzten Essay über die ultramontane Weltpolitik des abgerufenen Pontifex, wo die Frische des Kolorits mit der Schärfe des Blickes Hand in Hand geht. Seit er so recht innegeworden, dass Leo XIII., wie die meisten Tiaraträger dem Temporale, d. h. seiner Wiederherstellung, sein Hauptaugenmerk zuwandte, und unter seiner Regierung „die denkbar vollkommenste Umwandlung der Kirche in eine politische

[1]) Lettres écrites à un Provincial. Ed. François de Neuchateau. Paris 1865. XIX.

Institution[1]) sich vollzogen, begann Kraus aus Liebe zu seiner Kirche jene grossartige publizistische Aktion diesseits und jenseits der Alpen, ja sogar jenseits des Meeres, welche in den „Kirchenpolitischen Briefen" ihren Höhepunkt erreichte.

In den vorstehenden Ausführungen dürfte F. X. Kraus' Verhältnis zu den kirchlichen Richtungen und den politischen Parteien seiner Zeit hinreichend angedeutet sein, um es begreiflich zu machen, dass ihm aus diesen Kreisen mancherlei Anfechtung kommen musste. Namentlich Ende der neunziger Jahren stellte sich dieselbe wiederholt ein. Und zwar sind die eigentlichen Urheber der kirchlichen Warnungen, die man dem Verfasser der Spektatorbriefe zukommmen liess, nicht in den Reihen der römischen Prälaten, ja nicht einmal unter den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu allein zu suchen. Wir wissen heute, dass man in Rom sich erst zu einer admonitio durch den Freiburger Erzbischof entschloss, als gewisse „Freunde" des Freiburger Theologie-Professors für ihre eigentliche Orthodoxie zu fürchten begannen, wenn sie länger genötigt gewesen wären, einen „Spektator" in ihrem Milieu zu dulden. „La dévotion trouve, pour faire des mauvaises actions, des raisons qu'un simple honnête homme ne trouvera jamais." Dieser von feiner Beobachtung zeugende Ausspruch Montesquieus ist zur Charakteristik der erwähnten „rettenden Tat" wie geschaffen. Gewissen „kirchlichen Freunden" von Kraus bangte, zumal wenn sie an dessen Zukunftspläne, besonders an die Geschichte der innerkirchlichen Reformbestrebungen von Franz von Assisi bis heute dachten. Was Kraus noch in seinen Memoiren später gebracht hätte, bot ebenfalls zu seinen Lebzeiten Anlass zur Beunruhigung. Namentlich im deutschen

---

1) Das Pontifikat Leos XIII. a. a. O.

Episkopate gab es einige eifrige Prälaten, die für ihr Leben gerne, — nicht der Wissenschaft halber, — an Kraus jene Strafen vorgenommen hätten, zu deren Vollziehung sie bei Leistung des Treueides dem Papste gegenüber sich verpflichten. Die schon mehr der Steinzeit als der christlichen Aera ehremachende Formel lautet: „Häretiker und Schismatiker und gegen unsern Herrn den Papst, beziehungsweise gegen dessen Nachfolger rebellische Personen, werde ich nach Kräften verfolgen und bekämpfen.“ [1]) An diese Eidesformel anknüpfend, bemerkt Paul de Lagarde, jener von F. X. Kraus so hochgeschätzte Theologe: „Lässt sich ein Staat solche Formel gefallen, und lässt er sich weiter gefallen, dass die katholischen Priester dem so gebundenen Bischofe den Eid des Gehorsams leisten, so darf er sich nicht wundern, wenn er mit allen Massregeln, seine Angehörigen gegen Anmassungen der Kurie zu schützen, nichts ausrichtet: aber das Vaticanum ist daran unschuldig“. [2])

---

[1]) Pro posse persequar et impugnabo. Pontificale Romanum.

[2]) Paul de Lagarde; Deutsche Schriften 4. Aufl. Göttingen. 1903, 53. (Über die politischen Anmassungen der Kurie, über ihre Intoleranz Andersgläubigen gegenüber, über ihre beinahe kindische Definition der römischen Frage im vergangenen Jahrzehnt, hat sich Kraus in einem meisterhaften Artikel in der Beilage zur Allg. Zeitg. ausgesprochen unter dem Titel: Zur römischen Frage. Missgeschicke des „Osservatore Romano“ 1899, Nr. 268.)





V.

Mit den nachfolgenden Ausführungen möchte ich noch in grossen Zügen Kraus' Stellung zu den religiösen Fragen und Strömungen der Gegenwart berühren und den von ihm zurückgelegten Weg noch einmal überblicken. Was ihm von früher Jugend bis zum Ende seines Lebensganges, wie allen vornehmen Erscheinungen innerhalb des Katholizismus im 19. Jahrhundert vorschwebte, war, wie bereits dargelegt wurde, die Harmonisierung des Dogmas mit der Wissenschaft auf Grund ernster kritischer Prüfung beider Elemente. Damit ist nun zugleich ausgesprochen, dass er mit jener Richtung, welche dem geistigen Leben der Gegenwart ängstlich abwehrend gegenübersteht, heftig zusammenstossen musste. Diesen Tendenzen trat er schon als junger Theologe in den sechziger Jahren entgegen, ohne jemals später den schweren Kampf aufgegeben zu haben. Was die Gegner in seinen idealen Bestrebungen, in seinen wissenschaftlichen Werken, wie in seinen politischen Schriften hassten, war die Offenheit seiner Sprache, dann die mächtige Wirkung, welche die Lektüre und der Charakter eines solchen Katholiken auf jedes ehrliche Gemüt üben musste. Sie mussten sehen, dass, wer Kraus' Werke und Bestrebungen vorurteilslos geprüft, durchdrungen sein musste, von der geistigen und sittlichen Grösse dieses Mannes, „der nie etwas Anderes als die Sache Gottes gesucht hat.“

Kraus war aber ein Beobachter von ausserordentlichem Scharfsinn nicht blos hinsichtlich der historischen und politischen Tatsachen, sondern auch hinsichtlich der Beziehungen, welche diese zu den philosophischen und religiösen Vorstellungen innerhalb eines Volkes, ja innerhalb der Menschheit haben mochten. Das Ergebnis seiner Beobachtungen war der Freiburger Theologe im höchsten Grade befähigt zu schildern und zu analysieren, ohne jemals den Überblick über das Ganze zu verlieren. Als er sich dem Studium der theologischen und religiösen Strömungen in Europa und Amerika zugewandt, brachte er bereits einen durch die Kritik geläuterten und gereiften Geist zu ihnen mit. Sei es nun, dass er sich mit Vertretern der evangelischen Theologie, mit Paul de Lagarde, mit Vinet, mit Sœren Kirgegaard, mit Adolf Harnack u. a. befasste, sei es dass er dem Rinascimento der katholischen Theologie in Frankreich, in Deutschland, in England oder in Amerika nachging und sich über die Arbeiten äusserte, welche die wissenschaftliche Theologie, vorab in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Tage gefördert hatten, immer gelang es ihm bei aller Achtung vor den verschiedenen Leistungen, rasch einen eigenen Weg zu finden und in vornehmer Weise Stellung zu den verschiedenen Systemen zu nehmen. Der Richtung seines Geistes entsprach es trotz der erdrückenden Arbeiten des eigenen Berufes, dass er sich immerfort zu den grossen Fragen der Philosophie und Theologie hingezogen fühlte. Was ihn an den französischen Apologeten der älteren wie der jüngeren Schule, an den historisch kritischen Arbeiten Duchesnes, an den evolutionistisch orientierten Forschungen eines abbé Loisy, endlich an den erkenntnistheoretischen und spekulativen Resultaten Herman Schells fesselte, war die Überzeugung, dass diese Namen alle für das Christentum, für die Menschheit den Bund der Wissenschaft mit der Religion bedeuten.

Der Begriff der Entwickelung musste das Interesse des Historikers Kraus ganz besonders in Anspruch nehmen. Dieser Begriff kam ihm auch als die sichere Brücke vor, auf welcher die wissens- und freiheitsdurstige Menschheit über die tiefe Kluft, welche Forschen und Glauben trennt, notgedrungen schreiten muss, wenn sie nicht anders auf den inneren Frieden verzichten und den natürlichen Drang nach Religiosität mit Gewalt unterdrücken will.

In dieser Hinsicht war vielleicht Kraus mehr als er ahnen mochte, seelenverwandt mit Paul de Lagarde. Dieser vornehme evangelische Theologe hat bereits Ende der fünfziger Jahre auf die mit bewunderungswerter epischer Kraft durchgeführte Anschauung hingewiesen, „dass Jesus in den langen Jahrhunderten vor dem Evangelium deutlicher und immer deutlicher geahnt worden, ... dass auch unter Griechen, Ägyptern und anderen Nationen eine Vorbereitung auf das Evangelium in Gottes Planen gewesen.“ Nach Lagarde hätte innerhalb der katholischen Kirche erst „der Jesuitismus, um dem altkirchlichen Begriffe der Entwickelung aus dem Wege zu gehen, das alte Testament und seine Theologie geflissentlich vermieden: der für die Kirche an diesem haftenden, ihm so unbequemen Idee, wollte er lieber gar nicht in's Gesicht sehen.“ [1])

Als Vertreter der historischen Schule innerhalb der Theologie musste Kraus ähnlich wie Lagarde alle Resultate freudig begrüssen, welche die evolutionistische Methode auf den Gebieten der Exegese, der Archäologie, der Dogmengeschichte und nicht zuletzt der kirchlichen Verfassungsgeschichte gezeitigt hat. Mit dem grössten Nachdruck ging er allzeit gegen jene bequemen „kirchlichen“ Tendenzen vor, welche sowohl in Fragen der altkirchlichen Verfassung wie der Kirchengeschichte alles, dessen

[1]) Paul de Lagarde; Deutsche Schriften, 4. Aufl. 50.

spätere Entstehung nicht ausdrücklich bezeugt ist, für apostolisch ansehen. Anderseits hatte ihm die evolutionistische Methode auch in biblisch-exegetischen Fragen die Unmöglichkeit klar vor Augen geführt, eine Übereinstimmung herzustellen zwischen der von der Naturwissenschaft aufgewiesenen Realität der Dinge insbesondere des geognostisch-paläontologischen Verlaufes und der Version des mosaischen Schöpfungsberichtes. „Nicht bloss die protestantische, sondern zum guten Teil auch die katholische Schriftforschung hat eine totale Frontveränderung in dieser Hinsicht vorgenommen und der bedeutendste Vertreter der letzteren hat nicht angestanden, die ersten Kapitel der Genesis nicht für eine Geschichte der Entstehung dieser Welt, sondern für den Niederschlag religionsgeschichtlicher Vorstellungen zu erklären, deren Rahmen zum guten Teil durch die uns jetzt erst bekannt gewordene chaldäisch-mesopotamische Tradition geliefert wurde.“ [1]) In diesen Worten hat Franz Xaver Kraus seine Stellungnahme zu den Forschungen des nunmehr mehrfach und in brutalster Weise censurierten abbé Loisy præzisiert. Und in der Allgemeinen Zeitung [2]) hat er denn auch zuerst in Deutschland die Aufmerksamkeit auf Loisy und seine Schicksale gewiesen, gerade wie er früher in der „Deutschen Rundschau“ [3]) die Verdienste Duchesne's um die kirchenhistorischen Forschungen in Frankreich hervorgehoben hatte. [4]) Allen vorwärts- nicht rückwärtsblik-

---

[1]) Essays, II. 112 f.

[2]) Allgem. Zeitg. 1900, Hauptbl. Nr. 312, 352.

[3]) D. R. 1895. Mai. 190 f.

[4]) „In L. Duchesne besitzt die französische Theologie, seit Mabillon, ihren ersten grossen Kritiker. Seine Ausgabe des „Papstbuches“ bleibt ein Meisterwerk der heutigen Wissenschaft. Seine Forschungen über die Anfänge des Christentums in Gallien bedeuten das endgültige Begräbnis zahlreicher Fabeln.“ Essays, I 363. — Vgl. dazu, was Duchesne selbst in seinem Vorwort zu den Fastes épiscopaux geschrieben: . . . . „on nous offre des fictions sur

kenden katholischen Theologen, nicht minder als allen ernsten evangelischen Forschern brachte Kraus stets ein verständnisvolles Interesse entgegen. Namentlich fanden alle von der jesuitischen Schule und der Kurie verfolgten Theologen in ihm stets einen treuen Helfer, der ihre gerechte Sache jederzeit in der Öffentlichkeit zu vertreten bereit war. So hatte er sich des Amerikanismus, des Pater Lagrange und ganz besonders Loisy's und des Würzburger Theologen, Herman Schell angenommen.

Der unbeschränkte Sieg, den das ultramontane Prinzip mit dem Jahre 1870 über die ernste wissenschaftliche katholische Theologie davongetragen hatte, liessen bei Kraus die grössten Befürchtungen aufsteigen, und er mochte es begreifen, dass die grosse Mehrzahl der Gebildeten aller Nationen die Überzeugung erlangt haben müssten, dass von einem geistigen Leben und einem wirklich wissenschaftlichen Streben im Katholizismus nicht mehr die Rede sein könne. In seinem „Voyage en Italie" hat sich schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Taine zum Interpreten dieser kühldenkenden Richtung gemacht, als er über die Aussichtslosigkeit aller sogenannten Reformbewegungen innerhalb des Ultramontanismus das nachfolgende Urteil abgab: „Der Katholizismus wird gezwungen sein, sein Gepäck, gleichviel ob alexandrinischer oder mittelalterischer Provenienz, aufzugeben; er wird es aber keineswegs über Bord werfen, denn er ist nun einmal konservativ, vielmehr wird er es sorgsam in den Kielraum seines Schiffes gleiten lassen, d. h. er wird mit keinem Worte mehr davon reden und eine andere Bildfläche seines Daseins zum Vorschein bringen."[1])

lesquelles, il est vrai beaucoup de siècles ont passé, mais qui n'en sont pas moins des fictions." Fastes épiscopaux de l'ancienne Gaule I. VI.

[1]) Taine; Voyage en Italie, I, 384.

Dass Kraus sich mit dieser Formulierung nicht einverstanden erklärte, braucht wohl nicht gesagt zu werden, schrieb er doch 1889 mit Rücksicht auf die Leistungen der wissenschaftlichen Vertreter der katholischen Theologie: „Indessen aus der Asche schien neues Leben emporzuspriessen.“ Und er setzte hinzu: „Warum auch nicht?“ Zugleich erkannte er aber doch die prekäre Lage, aus welcher dieses Leben auftaucht, als das was sie im Grunde ist an, wenn er fortfuhr: „Der Todesmantel, mit welchem die Lava des Ätna ein unabsehbares Gefilde bedeckt hat, lässt doch in den Spalten und Rissen der schwarzen Kruste einen Blütenflor von köstlichem Duft und wunderbarsten Farben emporspriessen. So sehen wir eine Wiederauferstehung der katholischen Wissenschaft sich in Deutschland anbahnen . . . . In anderen Ländern sah man analoge Erscheinungen. In Paris blühten unter Duchesne's und Loisy's Führung die kirchengeschichtlichen und biblischen Studien wieder auf, die junge Universität in Washington schloss sich der wissenschaftlichen Arbeit der alten Welt freudig an, Benediktiner liessen sich — etwas Unerhörtes seit der Reformation — in Cambridge nieder, um an der dortigen Universität ehrliche Arbeit zu leisten. . . . . . . Kurzum es erhob sich allenthalben — nur nicht in Italien — ein neues Leben. . . . Und was ist aus all' dem geworden? Die freche Misshandlung, welche den angesehensten Lehrern unserer deutschen Fakultäten zuteil geworden ist, ist zu allgemein bekannt, als dass es nötig wäre, darauf zurückzukommen. Sie wird ein Denkmal der Schmach für die kirchlichen Autoritäten bleiben, welche diesem Treiben feige und gleichgültig zugesehen haben.“ [1])

[1]) Allg. Zeitg. 1889 Nr. 61, Abendblatt: Professor Schell und der römische Index. (Auch diesen Artikel hat Kraus in Rom selbst geschrieben, wie er mir damals im Hôtel de Rome persönlich mitteilte.

Und nun schildert Kraus den Ansturm, welchen die Elite des idealen Katholizismus in Frankreich, in Amerika, in England von Seiten der ultramontanen Übermacht auszuhalten hatte und weist nach, dass die Anstifter und Führer dieses, für die „Kirchlichen" so ruhmlosen Kampfes, die Jesuiten waren.

„Die neuesten römischen Entscheidungen, diktiert und redigiert von dem jetzt allmächtigen Jesuitenkardinal Camillo Mazella, stehen alle im Zusammenhang dieser Reaktion gegen Tendenzen, welche allerdings der Alleinherrschaft des Jesuitenordens entgegentreten, die man, dann aber so glücklich war, als der päpstlichen Gewalt feindlich anzuschwärzen und zu verdächtigen. Das neueste Opfer dieser Politik ist Professor Schell." [1]) Wir wissen heute, dass die Innsbrucker Jesuiten und ihre Affiliierten in Bayern, aber auch in anderen deutschen Provinzen, selbst einem Riesen wie Schell gegenüber in rastlosem, mit allen Mitteln geführten Kampfe Sieger geblieben, und zwar nicht nur über Schell und seine Doktrinen, sondern auch über jene Regierung, die nicht einmal mehr den Mut fand, gelegentlich der Vakanz des Lehrstuhls für Apologetik den von den Jesuiten bestgehassten Gelehrten nach München zu berufen. Und, als ob man die Berechtigung der Angriffe, die Kraus allzeit gegen die jesuitische Herrschsucht und ihre Tyrannei freierem Forschen gegenüber erhob, offiziell anerkennen wollte, wurde nun in diesem Jahre der Münchener Posten mit einem jungen Manne besetzt, der als einzige Empfehlung seine Eigenschaft als Jesuitenschüler vorbringen konnte.[2]) Dabei war

[1]) Ebenda.

[2]) Von ultramontaner Seite hat man den Versuch gemacht, Schells Nichtberufung nach München der dortigen theologischen Fakultät zuzuschreiben. Aus Kreisen, die ihr vielleicht nicht so ganz fernstehen, wurde neulich dieser Darstellung mit grösstem Nachdruck entgegengetreten und die Verantwortung für Schells

Professor Schell, wie Kraus schon 1899 hervorhob, nicht einmal ein unbedingter Gegner der Jesuiten. Im Gegensatz zu Kraus befürwortete er selbst die Abweichung des die Niederlassungen des Ordens in Deutschland verbietenden Gesetzes, welches ihm illiberal und intolerant erschien. Und der Freiburger Kirchenpolitiker bemerkte dazu: „Er (Schell) hat jetzt seinen Dank dafür, dass er einem doktrinären Idealismus in dieser Frage den Vorzug gab vor den Erwägungen einer die realen Verhältnisse kalt und ruhig beurteilenden praktischen Politik.

Ob diese Vorgänge jenen Konservativen die Augen öffnen werden, welche sich im Reichstag dazu hergeben,

---

Nichtberufung lediglich dem bayerischen Minister und seinen politischen Beratern überlassen. „Auf der ganzen Welt gibt man sich Mühe, den Glanz und Ruhm der Hochschulen durch Berufung der hervorragendsten Gelehrten, die überhaupt erreichbar sind, zu erhöhen und scheut weder Kosten noch Ausgaben, um die erledigten Lehrstühle mit den leuchtendsten Zierden der Wissenschaft zu besetzen. Ganz anders in Bayern! Weit entfernt, die erste Kraft zu berufen, begnügt sich der Minister mit der schwächsten. Wollte er Schell, der doch ohne jeglichen Kostenaufwand zu haben gewesen wäre, nicht ernennen, so hätte es doch an anderweitigen, wenn auch nicht so glänzenden, so immerhin tüchtigen und bewährten Lehrkräften keineswegs gefehlt. Aber sie alle kamen nicht in Betracht. Nur einer, der Kandidat der Majorität, der jetzt vom akademischen Senat unter Zustimmung seiner theologischen Mitglieder stets an letzter Stelle aufgeführt worden war, fand Gnade in den Augen des Ministers. Nur er war, und zwar allem Anscheine nach schon gleich von Anfang an, dazu prädestiniert, Herrn von Schmid's Nachfolger zu werden; alles, was nur halbwegs darnach aussah, ihm Konkurrenz zu machen, wurde aus dem Wege geräumt. Nicht als ob er sich im Ministerium von jeher so eigenartiger Wertschätzung erfreut hätte. Noch vor kaum zwei Jahren wurde er, der jetzt als ordentlicher Professor der Apologetik in München auf den Scheffel gestellt wurde, nicht für würdig befunden, die ungleich bescheidenere Stelle eines ausserordentlichen Philosophieprofessors am abgelegensten Lyceum des Königreichs zu bekleiden. Für eine Lycealprofessur hatte man ihn nicht für tauglich erachtet; für die theologische Fakultät der ersten Landesuniversität fand ihn der Minister mit Hilfe seines weitblickenden theologischen Beirates gut genug! . . . . Das soll und wird dem Ministerium Wehner unvergessen bleiben!“ „Das Bayerische Vaterland“, 1904, Nr. 79. 8. April. Die Museumsvorträge und der Fall Schell.

dem Centrum und der Sozialdemokratie mit der Rückberufung der Jesuiten Jahr für Jahr eine so niedliche Freude zu machen? Werden sie endlich begreifen, dass das Deutsche Reich noch zu jung und innerlich noch zu wenig erstarkt ist, um seinen unerbittlichen Todfeinden gegenüber sich eine neue Niederlage gestatten zu dürfen?[1])

Mit Absicht und ganz in Übereinstimmung mit den Tatsachen hat Kraus die Verurteilung Schells mit dem in der katholischen Kirche tonangebenden Einfluss der Jesuiten in Zusammenhang gebracht und so wieder an einem Beispiel veranschaulicht, wessen die katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands gewärtig zu sein haben, welches Los der modernen Wissenschaft bereitet wird, wenn auch die offiziellen Vertreter des Jesuitismus das deutsche Bürgerrecht erlangen. „Das ist die politische, den Staat und das Gemeinwesen unmittelbar angehende Seite dieser Sache.“ [2]) Die Censurierung als solche schien Kraus weniger wichtig als kirchliche Entscheidung, denn als Willensäusserung einer gewissen Partei. Als Theologe wusste er ja, dass die Entscheidungen der römischen Kongregationen, selbst wenn sie mit Zustimmung des Papstes getroffen werden, allzeit revisionsbedürftig und daher cum crano salis aufzunehmen sind. Ein klassisches Beispiel dafür, dass Beschlüsse des Index sowie des Sant' Uffizio zurückgenommen werden, bietet Galilei's Verurteilung. Was aber Kraus religiöses Gefühl am tiefsten verletzte und ihn als Katholik sehr beschämte, war nun keineswegs die Tatsache, dass meist inkompetente, ja sogar bestechliche [3]) Grössen als Mitglieder der Kongregationen

---

[1]) Allg. Zeitung, 1899, Nr. 61, Abendblatt.

[2]) Ebenda.

[3]) Laserre, der bekannte Historiograph von Lourdes, und einer der überzeugtesten Ultramontanen unserer Zeit, hat eine französische Bibelübersetzung veranstaltet, welche nach langen Verhandlungen auf den Index gesetzt wurde. Er hat dann die Dokumente

Verdammungsurteile fällen, sondern der Umstand, dass die gleiche Kirche, welche die besten ihrer Theologen und Forscher verdammt, eine geradezu erstaunliche Laxheit offenbart, wenn sie sich Trägern politischer Namen gegenübersieht, die aus ihrer Irreligiosität niemals den geringsten Hehl gemacht haben. Mit Rücksicht auf das Anwenden zweier verschiedener Masse seitens der Kurie meinte Kraus: „sollten deutsche Professoren der Theologie nicht auch ein wenig von jener gütigen Nachsicht zu erfahren wert sein, welche die Kurie in anderen Dingen an den Tag legt? Sie begräbt einen Präsidenten der französischen Republik mit allen kirchlichen Ehren, der, wie der arme Carnot, gar nicht getauft war; sie hält in allen Hauptstädten Europa's Trauerämter für Herrn Faure, der als Freimaurer mit dem Fluch der Exkommunikation beladen aus der Welt schied; sie öffnet ihre höchsten Ämter Geistlichen, deren Leben einem ganzen Weltteil zum Skandal gereicht."[1])

Wenn schon Katholiken die Frivolität eines derartigen Gebarens mit dem Begriffe von Religiosität für unvereinbar erachten müssen und, wie der Engländer Barry, sie als ein spanisches System kennzeichnen, so ist ersichtlich, dass jeder der Kirche fernstehende Gebildete durch solche Vorgänge abgestossen werden muss. Hier sollte nach Kraus zunächst Wandel geschaffen werden und zwar dadurch, dass auch Nichtitaliener und zwar solche, die nicht den Mönchsorden angehören, in die wichtigsten Kongregationen aufgenommen werden. Bekanntlich war dies auch eine Forderung des Amerikanismus. Mit diesem trat auch Kraus dafür ein, dass

drucken lassen, welche den strikten Beweis liefern, dass die Verhütung der Censurierung für einen bestimmten Preis angeboten war, den er und sein Verleger offenbar zu hoch fanden. Allg. Zeitung, 1899, Nr. 61, A. 2.

[1]) Ebenda.

dem Laienelemente eine organische Einordnung und eine mehr aktive Rolle in der Kirche gewährt wird. Schon in der Coblenzer Laienadresse hatte er, wie bereits nachgewiesen wurde, den gleichen Wunsch geäussert. „Die bisherige Behandlung der Laien“, schrieb Kraus, „hat eine Kluft zwischen Hirten und Heerde geschaffen, deren Erhaltung durch keinen Artikel des Credo und kein kirchliches Interesse geboten erscheint. Inwieweit die ideell in dem Ritus gesicherte Mitwirkung der Laienschaft bei Auswahl und Ernennung der Priester, Pfarrer und Bischöfe zu realisieren ist, wäre den Rücksichten der Zweckmässigkeit und speziellen Verhältnissen zu überlassen.“ [1])

Von der Erfüllung solcher Bedingungen lässt es Kraus abhängen, dass die Kirche, ihrem Berufe entsprechend, einen wahrhaft universellen und katholischen Charakter erlangt. Dies setzt natürlich die völlige Abschaffung jeder arbiträren Gewalt voraus und seitens der Kirche die Gewöhnung an das Régime der Freiheit. In dieser Fassung hätte sie zur Pfadfinderin wahrer Religiosität für einen grossen Teil der Menschheit werden und zugleich den Beweis erbringen können, dass das Ideal der kraftvollen Entwickelung und Verwertung aller geistigen und sittlichen Kräfte auch im Katholizismus heimatberechtigt ist.

Der bekannte Sozialpolitiker Pfarrer Naumann hat in einem Aufsatze, wo er über Religion und Kunst handelt, folgende uns moderne Menschen anregende Frage aufgestellt: „Entweder die wahre, rechte Kunst ist ein

[1]) Religiöse Bewegungen in England I. von Guotius (F. X. Kraus) i. Beil. z. Allgem. Zeitg. Nr. 275, 5. — Vom dogmatischen Standpunkt aus hat seiner Zeit auch Herman Schell eine Berücksichtigung des Laienelementes befürwortet, dort, wo er vom allgemeinen Priestertum spricht. Vgl. Herman Schell; Katholische Dogmatik: Paderborn 1893. III. 1. Teil, 423-425; III. 2. Teil, 554 ff.

Stück Religion oder ein Stück religionslosen Weltlebens. Was ist nun richtig?" [1]) Eine Frage in solcher Fassung konnte nur ein universal angelegter Mensch, ein moderner, tiefreligiös fühlender Mann aufwerfen. Von einem Religionshandwerker, d. h. von einem jener zahllosen Berufsgeistlichen, die in der Routine ihrer Religionsformel aufgehen, konnte sie nicht kommen, geschweige denn beantwortet werden. Das evangelische wie das katholische Christentum hat nun, Gott sei dank, in den Reihen seiner Theologen und seiner Laien trotz der Verschiedenheit ihrer persönlichen Anschauungen, noch Männer genug, und es sind nicht die unbekanntesten Namen unter den Theologen und den Philosophen der Gegenwart, welche im Kulte der Wahrheit, im Ringen nach geistiger und materieller Befreiung einen über allem Kirchentum erhabenen und darum universell versöhnenden Gottesdienst erblicken, einen Gottesdienst, zu dem die ganze Menschheit ohne Unterschied, ohne Rücksicht auf die konfessionelle Nüancierung ihres Bekenntnisses Zutritt hat. Solche Männer gehen aber trotz der Begeisterung, mit welcher sie für ihre Ideen eintreten, nicht so weit, dass sie die Existenzberechtigung verschiedener Konfessionen nicht anerkennen, nur ihre Conceptionen über Religion als erlösende Formeln vorschreiben. Sie wissen, dass auch in religiösen Dingen die Individualität des Menschen berücksichtigt werden muss und dass gerade die Entwickelung derselben die Religiosität des Einzelnen vertieft. Im Katholizismus wie im Protestantismus hat es jederzeit erleuchtete Naturen gegeben, die über dem Formalismus des Alltaglebens ein Gebiet fanden, auf welchem sich die Intelligenz und das Religionsbedürfnis des Einzelnen wie der gesamten Menschheit in Eintracht zusammenfanden. Pascal hat diesen Gedanken ausgesprochen, als er schrieb: „L'histoire

[1]) Naumannbuch. Göttingen, 1903. 37.

de l'église doit être proprement appelée l'histoire de la vérité.“ Und er fügte diesem Satze gleich jenen anderen über die steten Bedränger der Wahrheit bei und kennzeichnete sie also: „Il y a deux fléaux de la vérité . . . . l'Inquisition et la Société.“ [1]) Die stets nach Censurierung rufende und die jesuitische Richtung, die er damit gemeint hat, sah auch Kraus als die gefährlichsten Gegner der Wahrheit an, die einen versöhnenden Austausch der Gedanken in religiösen Fragen mit den nichtkirchlichen Elementen allzeit zu hintertreiben suchen. Dieser selbstzufriedenen, engherzigen Richtung innerhalb der katholischen Theologie trat Kraus mit aller Energie entgegen treu seiner Devise: Veritas liberabit vos. Die Wahrheit wird euch frei machen. Die grosse Tendenz seines Lebens, welche in diesem Ausspruch dokumentiert wird, erfuhr eine wesentliche Ergänzung durch seinen allzeit an den Tag gelegten Hang zur Versöhnung. Mit den Worten Clemens XIV., jenes friedliebenden Papstes war auch er einverstanden, als dieser edle Gegner der Jesuiten ausrief: „Non anathematum, sed veniæ est tempus.“ [2]) Erbarmung und Versöhnung, freimütiges Erfassen des Religionsproblems im allgemeinen, tiefes gründliches Eingehen auf die Kulturwirkungen anderer grosser Weltreligionen, wahre Würdigung hervorragender Vertreter nichtkatholischer Konfessionen, rückhaltlose Anerkennung des Guten in ihnen und offene Darlegung ihrer Schwächen und Nachteile, ohne ein persönlich zugespitztes oder gar ein gehässiges Wort, das waren bei Kraus die notwendigen Voraussetzungen für einen seiner Religion treu dienenden, dem wahren Christentum ergebenen modernen Theologen. Welch ein Unterschied gegen die minderwertigen und wissenschaftlich sein

---

[1]) Pensées, IX, 19. XXIV, 62 u. 28.

[2]) Huber J. Der Jesuiten-Orden. Berlin 1873, 534.

wollenden Verteidigungsversuche der altkirchlichen Positionen, wie wir sie in den Schriften so vieler opportunistischer katholischer Theologen finden! Wie Schell den radikalsten Gegnern des positiven Glaubens volle Anerkennung in ihren rein wissenschaftlichen Deductionen nicht versagt, wie Loisy Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums einer aufmerksamen Prüfung unterzog, nicht gerade um dieses Buch „zu wiederlegen, sondern um seine wirkliche Stellung zur Geschichte zu kennzeichnen“,[1]) so trat auch Kraus an diesen vornehmen Berliner Theologen heran, so nahte er sich mit Achtung Vertretern der evangelischen Theologie. Über die Bedeutung, welche er der Geistesarbeit im Protestantismus, vornehmlich in Deutschland beimass, hat er sich in seinen Centenarbetrachtungen ausgesprochen, „aber“, fügt er als gewissenhafter und billigdenkender Forscher hinzu, „es kommen doch für das neunzehnte Jahrhundert auch Bewegungen in der Schweiz, in Frankreich, in England, in Skandinavien in Betracht, welche von hervorragenden und edlen Namen getragen sind und welche da nicht übersehen werden dürfen, wo es sich um Erhebung des religiösen Besitzes der Gegenwart und ihres Fort- oder Rückschrittes gegen das Jahr 1800 handelt.“ [2])

Die Worte sind am 6. Februar 1901 geschrieben, in demselben Jahre als der, von dem sie kamen, Abschied von uns nahm und einer jüngeren Generation von Theologen und Gelehrten, als deren selbstloser und idealer Führer er allzeit gelten wird, die Fortsetzung seines Werkes, welches der Versöhnung der Konfessionen unter sich und der Rückkehr des politischen Katholizismus zum religiösen immerdar gegolten Kraus gab sich aber

[1]) A. Loisy, Evangelium und Kirche, München (Kirchheim) 1904, 2.

[2]) Centenarbetrachtungen III. Beil. zur Allgem. Zeitg. 1901, Nr. 29.

keinen Illusionen mehr hin. Er hatte die Verdammung der Schriften von Professor Schell noch persönlich erlebt, er ahnte die Gefahren, die Abbé Loisy und der jüngeren französischen Theologie drohten. Er war auch Zeuge gewesen jener brutalen Unterdrückungen, welche die katholische Journalistik in Grossbritannien in ihren vornehmsten Organen, in der „New-Era“ und der „Catholic Times“, traf. Mochte auch die erstere versichert haben, dass die Haltung ihres Mitarbeiters Mivarts hervorgerufen worden sei durch jene Richtung, welche fortwährend Schulmeinungen zu Dogmen stempelt und dass angesichts dieser Lage sowohl in der Ecclesia docens als in der Ecclesia discens vieles verbesserungbedürftig sei, sie fand vor ihren frommen Gegnern keine Gnade. „Der operative Eingriff, welcher ihr das Leben kostete,“ schrieb Kraus, „beschränkte sich indessen nicht auf sie. Auch die „Catholic Times“ sind offenbar in einer Weise „vermahnt“ worden, welche ihnen die Lust benommen haben, sich in theologische oder kirchenpolitische Diskussionen von irgend welchem Belang einzulassen.“

Mivarts hatte in den Augen der Ultramontanen das Verbrechen begangen, den Kurialismus als den eigentlichen Feind des Katholizismus zu definieren; und er war stolz darauf, den Namen für das Übel gefunden zu haben. Als dieser berühmte englische Gelehrte sich weigerte, ein detailliertes Glaubensformular, welches in Wortlaut und Inhalt über die offiziellen Glaubensbekenntnisse hinausging und ihm von Kardinal Vaughan unterbreitet wurde, zu unterzeichnen, wurde er mit der kleinen Exkommunikation bestraft.

Kraus registrierte diesen Fall mit gewohnter Resignation und fügte hinzu: „Es ist immer die alte Geschichte. Ein edles Wild wird erbarmungslos zu Tode gehetzt; ist es endlich zusammengebrochen und aus tausend Wunden

verblutet, so findet man allerlei gute Eigenschaften an dem Toden und konstatiert mit Genugtuung, wie vieles er einst für die katholische Sache getan hat.

In dem langen Zuge der Ausgestossenen, an dessen Spitze in unserem Jahrhundert F. de Lamennais wandelt und der im Laufe der Jahre die grossen Gestalten Gioberti's, Döllingers und so mancher Anderer in sich aufgenommen hat, ist St. Georges Mivart der Letzte. Er schliesst — hoffen wir es — für das 19. Jahrhundert die Reihe".[1])

Seither ist bekanntlich Loisy und mit ihm eine ganze Phalanx von hervorragenden französischen Theologen und Philosophen unter dem Regime Pius X. verurteilt worden. Ein Glück für Kraus, dass er dieses Pontifikat nicht mehr erlebte. Einer solchen Entwickelung im Katholizismus sah er mit tiefer Trauer entgegen. Blutenden Herzens schrieb er in Rom selbst, als er von der Censurierung Schells erfahren: „Leben ist Leben, welches auch immer seine Formen sein mögen. Und das Leben, welches uns in dieser von glühender Begeisterung für einen idealen Katholizismus erfüllten Schule in der deutschen Theologie unserer Fakultäten entgegentrat, getragen von der rastlosen, ehrlichen Arbeit wirklicher Gelehrten — es war anziehend und frisch genug, um der grössten Teilnahme der Nation wert zu sein."[2])

Es ist verblüht. Die Stille des Kirchhofs wird sich über dem Katholizismus wieder niedersenken, und dem Führer dieser „Romantik" bleibt nur übrig, an ihre eigene Ehre und deren Wahrung zu denken."[3])

Das sind Worte würdig eines aufgeklärten Katholiken, dem die moderne Kultur nicht verschlossen ge-

---

1) Beil. z. Allg. Zeitg. 1900 Nr. 174.

2) Centenarbetrachtungen III. von Xenos. Beil. zur Allg. Zeitg. 1901. Nr 29.

3) Allg. Zeitg. 1889 Nr. 61.

blieben, dem die politisierende Richtung in der Kirche allzeit als eine Verwirrung erschienen. Kraus mag von Irrtümern so wenig freizusprechen sein, wie Pascal Bossuet, wie alle forschenden genialen Männer, aber sein Streben diente nach der Richtung des Wahren, Guten und Schönen stets den Gesetzen höchster Idealität.

Ein letztes Mal hat Kraus diesem Streben Ausdruck gegeben in den tiefergreifenden Sätzen, mit denen er sein Testament abschloss. Es sei mir gestattet, dieselben an dieser Stelle anzuführen.

„Ich sterbe, wie ich gelebt, als meiner Kirche bis in den Tod ergebener Sohn. Habe ich etwas gedacht, was ihrem und Christi Geist zuwider wäre, so sei es hiermit zurückgenommen und all mein Tun und Lassen sei dem Urteile der katholischen Christenheit unterstellt.

Möge der Herr meine Kirche und mein deutsches Vaterland schützen, meinen Kaiser und meinen Grossherzog segnen! Lebend und sterbend erkenne ich für die christliche Gesellschaft kein Heil als in der Rückkehr zu dem religiösen Katholizismus, in dem Bruche mit den irdischen, politischen und pharisäischen Aspirationen des Ultramontanismus, — in der Erkenntnis, dass das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, und dass der, welcher das Gegenteil predigt, non sapit ea quae Dei sunt sed ea quae hominum.“

Fassen wir noch einmal zusammen, was Kraus als Spectator, als Flaminio, als Sincerus, was er anonym und mit offenem Visier in seinen Werken vertreten, was in dem Schatz politischer Ideen, den der Freiburger Gelehrte den staatstreuen deutschen Katholiken, allen seinen Landsleuten vorgelegt hat, tatsächlich enthalten ist.

Kraus hat zunächst tiefer und energischer als irgend Jemand vor ihm die Idee des „religiösen Katholizismus“ im Gegensatz zum Ultramontanismus erfasst, die staats-

erhaltende Kraft des einen den antinationalen und reaktionären Bestrebungen des anderen entgegengestellt. Der religiöse Katholizismus hat nicht den Leidenschaften und Begierden einer nach Weltherrschaft gelüstenden Richtung zu dienen, sondern es geht seine Tendenz auf die innere, sittlich-religiöse Bildung des Menschengeschlechts. Diesen Absichten des Friedens und der Civilisation kann der Katholizismus aber nur dienen, wenn er sich jeglicher Einmischung in die politischen Interessen der europäischen Nationen enthält und nicht der Gepflogenheit der römischen Kurie gemäss seine moralische Autorität dazu ausnützt, um nur irdischen Dingen nachzugehen.

F. X. Kraus hat wieder auf Dante zurückgewiesen, der dem Klerus zum ersten Male deutlich vorgehalten, dass durch den Fortgang der geschichtlichen Entwicklung die Führung der Hierarchie in politischen und bürgerlichen Angelegenheiten künftighin abzulehnen, dass das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei. Wie Dante, hat damit Kraus seiner Zeit den Weg gezeigt, auf welchem ein Ausgleich zwischen Kultur und Christentum, zwischen Nationalität und Kirche erreicht werden könne. „Er hat damit das Banner des idealen und religiösen Katholizismus entfaltet im Gegensatz zu dem politischen Katholizismus, welcher die Herrschaft über die Geister durch die Herrschaft über die Leiber erzwingen will und die weltliche Gewalt der geistigen unterordnet“. [1])

Wie Dante hat Kraus, ideell wenigstens die Grundlage wiederhergestellt, „auf welche sich jede ehrliche Concordia Sacerdotii et Imperii aufbauen muss. Er hat sich damit an der Lösung eines Problems beteiligt, das auch heute noch für Staat und Kirche eine Lebensfrage ist.“ [2])

[1]) F. X. Kraus, Dante 770.

[2]) Ebenda.

Wie er selbst über seine Mitarbeit an den grossen kirchenpolitischen und religiösen Fragen der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts gedacht, hat er uns keineswegs vorenthalten. Wiederholt kam er in seinen Essays auf diese Seite seiner segensreichen Tätigkeit zurück. In stolz bescheidener Weise zählte er sich mit Giovanni Battista de Rossi zu jenen Männern, „die in einem höheren Sinne Staatsmänner sind, als diejenigen, die in den Kammern neben oder auf Ministerfauteuils sitzen: Freunde ihres Volkes und ihres Souveräns, frei von Ehrgeiz und Selbstsucht, bleiben sie stille Beobachter des ewigen Kreislaufes menschlicher Dinge, um nur von Zeit zu Zeit, auch da meist nur hinter der Schaubühne in die Aktion zu treten".[1]) Und auf seine, gerade in dieser Hinsicht mit de Rossi gemeinsame Arbeit hinweisend, bemerkte er weiter: „Ich muss es mir namentlich versagen, von jenem Werke des Friedens und der Versöhnung zu sprechen, an dem wir beide jahrelang zusammen gearbeitet haben."[2])

Man würde Kraus völlig missverstehen, wollte man, wie dies von verschiedenen, zum Teil ernsten Autoren geschehen ist, seine Äusserungen über die von ihm selbst nicht gering eingeschätzte Mitarbeit an den kirchenpolitischen Problemen seiner Zeit als den Ausdruck allzugrosser Selbstzufriedenheit hinstellen. Mitnichten! — Kraus selbst wertete die geleistete Arbeit nur als ein Bruchstück der gewollten, der ihm von der Natur gleichsam programmatisch zugedachten. Nur unter der Voraussetzung, dass man in ihm einen jener seltenen, zielbewussten Menschen erkennen will, welchen die Macht des Willens eingeboren ist, wird es uns verständlich, dass er noch angesichts des Todes jenes Autoepitaph

---

1) Deutsche Rundschau 1892. H. 5. 280.

2) Essays I., 388.

verfasste, in welchem er uns auf die Wegweiser aufmerksam macht, welche ihm allezeit als die grossen Orientierungslinien seines, trotz Schmerzen und Leiden in unausgesetzter Arbeit dahingegangenen Lebens erschienen. Weil er an seine Aufgabe geglaubt im Leben, fand er, schon dem Tode nahe, die Kraft, sie sich und der Nachwelt noch einmal zu vergegenwärtigen, ja wir möchten fast sagen, als sein eigener „Beobachter“ sich selbst zu charakterisieren.

Ist die Superiorität, nach dem Worte von Georges Sand ein Exil, so ist sie es auch wohl daher, weil sie das Wirken bedeutender Menschen heraushebt aus dem Getümmel der Mediokritäten, sie isoliert. Die an gewissen Konventionen und Bräuchen des Alltagslebens haftende Masse wie auch jene Menschen, die in ihrem Banne stehen, werden darum schwerlich den nachfolgenden Zeilen, welche wir der von Kraus selbstverfassten Grabschrift entnehmen, ein Verständnis entgegenbringen. Wenn wir die Grabschrift nichtsdestoweniger als Charakteristik seines Lebenswerkes, als seine letzte Schrift hier anführen, so geschiehts, weil wir, eingedenk seines Motto: „Veritas liberabit vos“, auch der Wahrheit diesen Tribut schuldig sind.

„Hic quiescit in pace.
F. X. K. . . . .
Theologiae ac philosophiae doctor.
Historiae ecclesiasticae in Alma
Universitate Friburgensi professor.
Ecclesiae catholicae filius deditissimus.
Principis suis ac patriae suae cultor fidelissimus.
Pacis ac libertatis amator ac defensor.
Antiquitatis christianae investigator assiduus.
Rerum publicarum non ita expers.
Cui pharisaeorum secta semper in odio fuit.

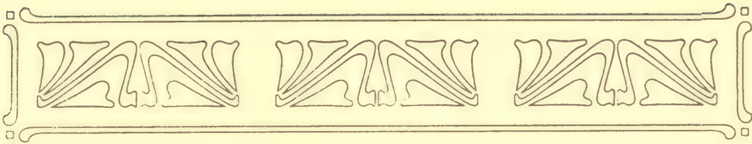
Christi servus humilis.
Mundi contemptor fastidiosus.
Ab hominibus nihil omnia Deo
Ejusque gratia expectavit".[1])

Gewisse gutgesinnte, nur aus ihren Froschmäusekriegen, welche sie im engen Kreise mit Ebenbürtigen führten, bekannte Elemente mögen uns wegen des leidigen Hervorholens des sorgsam begrabenen Epitaphs eines krankhaften Hangs zur „Inopportunität“ zeihen. Dieses lapidare Résumé seines Lebens hat nun aber Kraus selbst der Geschichte anvertraut, und es soll ihr nicht verloren gehen. Das ist der Gedanke, aus dem heraus es an dieser Stelle und sicher im Geiste des abgerufenen „Spektator“ niedergeschrieben wurde.

[1]) Die Grabschrift trägt das Datum: Heilige Nacht und schliesst mit den Worten: Natus Augustae Treverorum Die XVIII. Septembris MDCCCXL Obiit . . . .



Modelliert von J. von Kopf, Rom.





Zuweilen hat man, teils mit anerkennender Absicht, teils auch von dem Wunsche geleitet, in Kraus einen verkappten Rebellen, einen pietätlosen Kritiker seiner Kirche zu schildern, ihn mit Döllinger verglichen. Nachdem man das Gemeinsame in der Tendenz Beider hervorgehoben, kam man dann oft zu dem für Kraus recht abfälligen Urteile, dass ihm weder die Gründlichkeit noch die strenge Konsequenz des grossen Münchener Gelehrten eigen war. So verlockend es nun erscheinen mag, eine Parallele zu ziehen zwischen diesen beiden edlen und vornehmen Figuren, welche dem Katholizismus des neunzehnten Jahrhunderts angehörten, so verfehlt ist es, eine gewisse Identität zwischen diesen scharfumrissenen Charakteren, von denen jeder eine ganz abgeschlossene Individualität darstellt, suchen und gar zum Nachteile von Kraus finden zu wollen.

In ihrer Entwickelung wie in ihren Lebensschicksalen sind beide durchaus verschieden, selbst in ihrer Forschungsmethode gehen sie andere Wege und als Politiker gleichen sie sich nur in der äusserlichen Taktik, nicht in den Endzielen ihrer Bestrebungen. Gemeinsam ist ihnen freilich jene hochideale Auffassung der Aufgabe des Katholizismus, der Glaube an die Möglichkeit einer Reformbewegung von innen heraus und dann vor Allem, der unüberwindliche Drang auf wissenschaftlichem Wege zur Wahrheit zu gelangen. Auch Kraus hat wiederholt

den nachfolgenden Ausspruch Döllingers über die Prärogativen des deutschen Gelehrtentums zu dem seinigen gemacht, als dieser schrieb: „Das Charisma der wissenschaftlichen Schärfe und Gründlichkeit, der rastlosen, in die Tiefe dringenden Forschung und der beharrlichen Geistesarbeit ist uns Deutschen einmal gegeben; mit diesem Pfunde nicht wuchern zu wollen, wäre sträfliche Versäumnis.“ [1]) Eine gleich seltene Arbeitskraft, einen ebenso seltenen Arbeitseifer, wie sie Döllinger besass, muss man auch Kraus zuerkennen. Auf gewissen, beiden gemeinsamen Spezialgebieten hat der Freiburger Gelehrte sogar den Münchener übertroffen, man denke nur an sein monumentales Dantewerk. Ungewöhnlich war ferner sowohl Döllingers wie auch Kraus' Sprachentalent. Von beiden lässt sich sagen, dass sie wohl die meisten Kultursprachen, wenigstens die europäischen beherrschten und in mehreren schriftstellerisch tätig waren. Diesem Umstande ist es vielleicht auch mit zuzuschreiben, dass beide Männer, denen keine wichtige Erscheinung auf theologischem, kirchen- und weltgeschichtlichem, philosophischem und kirchenpolitischem Gebiete entging, bestrebt waren, die Resultate ihrer Forschungen und Beobachtungen auf publizistischem Wege jedes Mal den Gebildeten ihrer Nation nicht minder, als allen nach geistiger Aufklärung verlangenden Katholiken mitzuteilen, wenn wichtige theologische oder gar kirchenpolitische Interessen auf dem Spiele standen. Wie Döllinger seiner Zeit in staunenswerter Rüstigkeit zum Entsetzen der Kurie und ihrer Freunde in den „Briefen vom Konzil“ im „Janus“ die Tendenz nach geistiger und politischer Weltherrschaft als den eigentlichen Zweck des Vaticanums und seiner Vorbereitung darlegte, so hat Kraus auf noch grösserem Gebiete, die seither noch mehr centralisierte,

[1]) Stieve a. a. O. 359.

alles in ihre Kreise erfassende, einseitig ultramontane Bewegung in seinen „Kirchenpolitischen Briefen" als Spectator einer oft vernichtenden Charakteristik unterzogen.[1]) Gleich Döllinger, lieh auch er dieser ganzen schriftstellerischen Tätigkeit seinen Namen nicht, um nur das Sachliche seiner Ausführungen wirken zu lassen. Dort aber, wo er nur als Historiker, als Berichterstatter vergangener Jahrzehnte oder Jahrhunderte über die gleichen grossen Fragen handelte, hat er wie im „Dante", im „Cavour", in den „Essays" auch offen Zeugnis abgelegt.

Gegen jenes verhängnisvolle Wort Mannings vom „Dogma, das die Geschichte besiegt", wollten die beiden grossen Vertreter der katholischen Geschichtswissenschaft mit allem Nachdruck Protest erheben und vor den verderblichen Konsequenzen warnen, welche aus der Verquickung von dogmatischen Lehrsätzen mit der geschichtlichen Entwickelung der Tatsachen gezogen werden. „Jede

[1]) Kraus selbst hat sich wiederholt über die Tendenz seiner „Kirchenpolitischen Briefe" Freunden und Bekannten gegenüber geäussert, wenn auch Prof. Braig mit vollem Rechte versichert, dass ihr Verfasser sich über die „Briefe" Kollegen gegenüber niemals ausgesprochen. — Wir sind sogar in der Lage zu versichern, dass Kraus noch vor wenigen Jahren in Rom einem Besucher gegenüber, der den Wunsch äusserte: der „Spectator" möchte doch eine besondere Ausgabe der Briefe veranstalten, folgende Antwort gab: „Es ist schon möglich, dass der Spectator einmal selbst diesem Wunsche nachkommt." — Mit anderen Persönlichkeiten unterhielt er sich in gleichem Sinne. — Ohne sich um einen etwaigen Wunsch des Toten zu kümmern hat nun vor etwa zwei Jahren eine Trierer Kommission, welche den Kraus'schen Nachlass in Empfang nahm, verkündet: dass eine Edition der Spectatorbriefe nicht dem Sinne des Verfassers entspreche. Dieser Kommission sollen sogar Mitglieder angehören, welche Kraus nur einen Teil der „Briefe" zuschreiben. — Zahlreiche Freunde und Verehrer des abgerufenen Spectator erblicken in dem angeführten Beschlusse der durch Kraus reich beschenkten Vaterstadt nicht etwa einen Akt der Pietät, wie gewisse andere wohlmeinende Kreise, sondern einen Akt von Vergewaltigung seinem Andenken gegenüber.

Epoche wählt aus der Schatzkammer der Vergangenheit für ihre Herzensbedürfnisse das aus, worin sie ihr eigenes Wesen sieht, und sargt das ein, worin sie diese Verwandtschaft nicht findet.“ [1]) Mit diesen Worten hat ein moderner Kunsthistoriker eine tiefe Wahrheit ausgesprochen, die auf allen Gebieten des kulturellen Lebens ihre Bestätigung findet. Der ultramontanen Historiographie stand zur Charakteristik eines Mannes wie Kraus keine vielsagendere, „vom Standpunkte der Kirchlichkeit“ keine trefflichere Schablone zu Gebote, als eine solche, welche Kraus möglichst mit Döllinger identifizierte. — Vestigia terrent. — Das wusste man nur zu gut. Darum musste Kraus von jeher so als geheimer Altkatholik vor der grossen Masse denunziert werden. Was focht das jene Berichterstatter an, die wohl wussten, dass schon von Hause aus, von seiner Studienzeit ab Kraus weit kritischer, weit liberaler vorging als Döllinger, der trotz seines Scharfsinnes eigentlich erst im Greisenalter zu einer „Revision“ seiner früheren Bücher gelangte.

Verfolgt man den Jugendgang beider Männer genauer, so fällt einem alsbald ein grosser Unterschied nicht nur in ihrer Entwickelung sondern auch des Milieus auf, dem sie entstammten. Als Sohn eines berühmten Anatomen und Physiologen kam Döllinger, ohne jemals in seiner Jugend wie Kraus die lähmende Atmosphäre eines eher ärmlich als wohlhabend zu nennenden Elternhauses gekannt zu haben, zur Universität. Ein gütiges Geschick hatte ihm eine eiserne Gesundheit und stählerne Nerven gegeben, ihm den Weg zur gelehrten Forschung völlig geebnet und ihn drei Jahre nach beendeter Studienzeit schon als Professor der Kirchengeschichte in das Lyceum von Aschaffenburg gelangen lassen. Freilich wurde Döllinger durch diese Gunst der

---

[1]) Richard Muther; Studien und Kritiken 1901, II. 142.

Verhältnisse früh aus dem Familienverkehr herausgehoben, und sein Wesen mag vielleicht dadurch einen herben, sarkastischen Zug erhalten haben. Anders lagen dagegen die Dinge für den jungen Kraus. Der weiche und empfindsame Knabe blieb von zartester Jugend an nie von Krankheit und Schmerzen verschont und wurde schon früh der mitfühlende, der tröstende Freund der oft weinenden, dem Vater in der ernsten Auffassung des Lebens überlegenen Mutter. „De toutes les facultés de l'âme que je tiens de la nature, celle de souffrir, est la seule que j'ai exercée toute entière.“ [1]) Diese Worte der sterbenden Corinne hat Kraus einst in einem Briefe als den Ausdruck eines andauernden Seelen- und Gemütszustandes bezeichnet. In einem anderen Zusammenhang wurde bereits darauf hingewiesen, wie der junge Trierer Student sich nach den ersten Semestern um eine Hauslehrerstelle bemühte und wie er nach dem Abschluss seiner theologischen Studien, trotzdem ihm die seelsorgerische Tätigkeit weniger zusagte, auf Jahre hinaus mit einer Benefiziatenstelle sich zufrieden geben musste, ohne jemals in seiner Heimat oder von seiner kirchlichen Behörde eine gebührende Anerkennung zu finden. Das sind Eindrücke und Umstände, die wohl geeignet sind, einen Menschen für's Leben zu stempeln. Den Charakter seiner ersten, edeln Prägung hat Kraus bis zum Tode treu bewahrt. Die Bewegungen der Gegenwart haben sein Verhältnis zur gesamten Vergangenheit, seine Gegnerschaft dem Ultramontanismus gegenüber nie verschoben, im Gegenteil noch mehr pointiert.

Noch in einem anderen, wesentlichen Punkte fällt einem der Kontrast zwischen Kraus und Döllinger auf. Die evangelische Theologie hat bekanntlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das ganze Dogmengebäude

[1]) Aus einem Briefe vom Jahre 1889.

der christlichen Kirche einer kritischen Sichtung unterworfen und damals schon auf die allmähliche Entstehung und Umgestaltung der Lehrsätze hingewiesen. Das Idealbild, das sich der junge Döllinger damals von der Kirche machte, sah er durch die protestantische Forschung in seinem innersten Wesen bedroht. Der Erhaltung desselben wandte er sich daher mit dem Eifer eines Neophyten zu und geriet so in schroffen Gegensatz zur protestantischen Theologie. Kraus dagegen hatte in der Schule des französischen Liberalismus schon früh die Perfektibilität des Ultramontanismus und später die absolute Unvereinbarkeit desselben mit dem idealen Katholizismus kennen gelernt. So blieb er von jedweder Exklusivität der protestantischen Theologie gegenüber frei und suchte im Gegensatz zu Döllinger mehr den einenden als den trennenden Elementen beider Konfessionen Rechnung zu tragen. Trotz, oder vielleicht wegen seiner idealen Begeisterung für das rein katholische Prinzip hat der Freiburger Gelehrte und Kirchenpolitiker die grobe Wirklichkeit früher erkannt als Döllinger und festgestellt, dass die ultramontane Bewegung im Grunde nur auf die Knechtung des Staates und das gerade Gegenteil der von ihm ersehnten Erneuerung des religiösen Lebens losarbeite. War der spätere Führer der Antiinfallibilisten in den fünfziger Jahren ein Gegner der staatlichen Ansprüche auf Kirchenhoheit, ein Verfechter römischer Anschauungen, mit einem Worte, ein überzeugter Vertreter des Ultramontanismus, so lässt sich von Kraus im Gegenteil behaupten, dass er in nicht religiösen Dingen stets der Überordnung des Staates das Wort redete: Für die Trennung von Staat und Kirche ist er freilich nie eingetreten.

Kraus hat die Wendung, welche das endende 19. und beginnende 20. Jahrhundert in religiösen und kirchen-

politischen Fragen nahm, früher und mächtiger als irgend ein anderer gläubiger katholischer Gelehrter in sich empfunden und aufgenommen. Er war für den Katholizismus — soweit dies innerhalb seiner Normen möglich war — was Paul de Lagarde für das evangelische Christentum gewesen: ein Pfadfinder für wahre, freie Religiosität kommender Zeiten. Darin liegt die Bedeutung eines Mannes wie Kraus, dass er auf den alten Kulturfaktor, der im nichtpolitischen Katholizismus liegt und als eine notwendige Ergänzung des Protestantismus angesehen werden kann, immer und immer wieder hingewiesen hat. Chamberlain meinte von einem solchen Katholizismus: „Wir Protestanten sollten Achtung und Liebe für das Katholische im Herzen grossziehen . . . Mir macht es nicht den Eindruck, als ob der Protestanismus im Stande sein werde, aus sich allein eine religiöse Erneuerung zu vollbringen. Der Protestantismus hat etwas eigentümlich einseitig Männliches an sich . . . gebären tut aber nur das Weibliche, und weiblich ist der Katholizismus, das wird keiner leugnen.“[1]) Von diesem Standpunkte aus lässt sich in Bezug auf die Kraus'schen Grundanschauungen über den Katholizismus und die Kirchenpolitik sagen, was Döllinger vom Verfasser der „Divina Comedia“ einst geschrieben: „Man dürfte den Staatsmännern empfehlen, seine Werke bei wichtigen Anlässen, da wo es sich um Lebensfragen handelt, zu befragen, wie die Römer ihre sibyllinischen Bücher befragten.“[2])

Dort wo Felix Stieve von Ignaz von Döllinger als Schriftsteller spricht, charakterisiert er ihn folgendermassen: „Er bedurfte der Nötigung, um vom Empfangen

---

[1]) Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, München 1903. 4. Aufl. Vorwort XCVIII. f.

[2]) Akad. Vorträge, I. 117.

zum Geben überzugehen."[1]) Bei Kraus dagegen war der Drang zur Forschung, zum Sammeln von Kenntnissen nicht minder ausgesprochen als der Trieb zum Schaffen und zur Mitteilung der gewonnenen Resultate. Schon ein flüchtiger Blick auf die von beiden Gelehrten hinterlassenen Werke bestätigt dies sofort. Aber auch in der Fülle des Mitgeteilten, in der Vielseitigkeit und der Weite des Blickes wird der Eine den Anderen erreichen.

Den elegisch- melancholischen Zug — ein Charakteristikum im Leben des Freiburger Archäologen — würde man bei Döllinger vergeblich suchen. Von Jugend an wurde Kraus vom Zweifel gequält, „ob für ihn das Leben sich zu leben lohne". Von schwermütigen Anfällen ist er nicht freizusprechen. Kraus war darum ein Freund der Einsamkeit. Aus seinen Briefen, aus seinen dichterischen Ergüssen[2]) erhält man stets den Eindruck, dass auch für ihn die Einsamkeit etwas überaus Heilsames, für seine Seele Kräftigendes barg. Und doch war es ihm wieder ein Bedürfnis mit dem kleinen Zirkel von Freunden nicht minder als mit einem ausgedehnten Bekanntenkreise, den er in der ganzen Welt gehabt, stets Fühlung zu behalten. Wem er einmal näher getreten, und wer sich seiner Freundschaft erfreuen durfte, dem erschloss er die rätselvollen Tiefen seines grossen und vollen Herzens und die wechselnden Schicksale seines Lebens. „Von dem uferlosen Ozean der Wissenschaft, der allein den Durst des Herzens nicht stillen und auf die Dauer nicht ganz genügen kann, flüchtete er, wie so mancher grosse Geist vor ihm, an das Gestade, wo die Sonne der Freundschaft und der Liebe Wärme und Kraft spendet. Mehr und mehr hatte er sich, im harten Kampfe des Lebens, bis tief ins Herz von Enttäuschung und bitterer Erfahrung

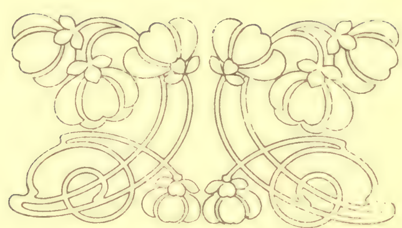
[1]) Abhandlungen, Vorträge und Reden. 362.

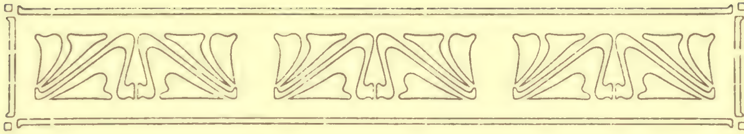
[2]) Vgl. Anhang II.

getroffen, in den kleinen Kreis von Freunden zurückgezogen, rührend dankbar für das Bischen Liebe und und Treue, das man ihm entgegenbrachte."[1]) Diese Worte, welche dem Seelen- und Freundschaftleben des seltenen Mannes geradezu abgelauscht sind, lassen uns am trefflichsten den Menschen in F. X. Kraus ahnen.

Die Ehrungen vielfältigster Art, welche ihm im Leben, aber auch im Tode zu Teil wurden, konnten das Mass seiner Verdienste niemals erreichen. Mögen sie auch in den Augen jener, welche in ihm nur den ebenbürtigen Kollegen oder etwa den allzu liberalisierenden Theologen erkennen wollten, als überreicher Tribut gelten. Für Andere, wie für uns gehören seit lange seine historischen und archäologischen Werke, seine kirchenpolitischen Schriften und Essays zu den teuersten Büchern. Vornehme moderne Politiker werden ihn gerade der letzteren wegen als einen Lehrmeister seines Volkes feiern in der Kunst, die schwierigsten kirchenpolitischen Probleme zu lösen, ohne der wahren Religiosität zu nahe zu treten. Durch seine unerschrockene Aufdeckung des Ultramontanismus und der schädlichen Wirkung desselben auf die Religion, hat er eine Tat vollbracht, um die ihm nicht nur alle nichtpolitisierenden Katholiken, aber auch die Anhänger des modernen Rechtsstaates aller Nationen, insbesondere aber Deutschlands, Bewunderung und Dank entgegenbringen werden. Sein Andenken wird durch sein Wirken unvergänglich sein. Sein Name wird allzeit genannt werden müssen, wenn in späteren Zeiten von jenen Männern die Rede sein wird, welche an der grossen Schlacht des Denkens teilgenommen haben, die das neunzehnte Jahrhundert auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Politik gegen den Ansturm klerikaler Machtansprüche auszuhalten hatte.

[1]) I. Sauer. Franz Xaver Kraus i. Kunstchronik. N. F. Jahrg XIII. Nr. 15 232.





Anhang.

I.

Die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der 1872 neu begründeten Universität Strassburg war von Anbeginn in Aussicht genommen. Der Fürst von Bismarck und der Kurator Freiherr von Roggenbach waren zur Vorbereitung dieser Neugründung mit hervorragenden Katholiken des Rheinlandes in Verbindung getreten, und ich war in die Verhandlung hineingezogen worden, indem man mich um Vorschläge für die Besetzung der betreffenden Lehrstühle ersuchte. Die Details der einschlägigen Verhandlungen sind mir daher genau bekannt: sie scheiterten schliesslich, da der Bischof von Strassburg die seltsame Forderung erhob, die Professoren der Fakultät ernennen zu wollen.

Der theologische Unterricht der Kandidaten des geistlichen Standes verblieb demgemäss dem Diöcesan-Seminar, welches sich sehr bald als eigentlicher Herd und Mittelpunkt der Protest- und Renitenz-Partei herausstellte und den intimsten Anschluss an die französische Aktionspartei bewahrte. Der Oberpräsident von Mœller verfügte seiner Zeit einige Ausweisungen: so die des Abbé Guthlin, welchen die französische Regierung dann durch Ernennung zum Uditore ihrer römischen Botschaft entschädigte. Bald darauf trug sich Herr von Mœller mit dem

Gedanken, das Seminar zu schliessen und die Kandidaten der Theologie an den theologischen Fakultäten Deutschlands studieren zu lassen. Er unterliess die Ausführung dieses Planes, nachdem ich ihm vorgestellt hatte, er werde das Odium dieser Verfügung leicht vermeiden, indem er das Ergebnis des preussischen „Kulturkampfes" abwarte. Weder der Oberpräsident noch ich konnten damals erwarten, dass der Fürst von Bismarck bei den Friedensverhandlungen mit Rom gerade jeden Einfluss auf die Erziehung des Klerus preisgeben werde.

Die Wiederaufnahme des Gedankens an eine theologische Fakultät in Strassburg entspricht im Prinzip den Traditionen des deutschen Unterrichtswesens und legt sich nahe in einem Lande, dessen Bewohner zum grössten Teile dem katholischen Bekenntnis angehören: sie wäre dringend geboten in Rücksicht einmal auf die oft konstatierte Unzulänglichkeit des theologischen Unterrichts in den Seminarien zu Strassburg und Metz[1]) und dann angesichts der Unfähigkeit dieser Anstalten und ihrer Lehrer, sich mit den durch das Jahr 1870 geschaffenen neuen Verhältnissen und mit dem deutschen Geiste zu versöhnen.

Die Frage kann nur sein, ob gegenwärtig der richtige Moment gegeben ist, um diese Angelegenheit zum Abschluss zu bringen, und zweitens, ob es überhaupt mög-

[1]) Die Unzulänglichkeit dieser Lehrkräfte ergibt sich daraus, dass der Mehrzahl derselben eine akademische Bildung fehlt; dass die Professoren grösstenteils keine akademischen Grade besitzen, keiner die Venia legendi an einer Universität gewonnen hat; z. B. in Metz, Professoren der alttestamentlichen Exegese angestellt werden, welche kein Hebräisch verstehen; dass, wie in Strassburg, den einzelnen Professoren, eine fachmännische Durchbildung unmöglich gemacht wird, indem sie genötigt werden, der Reihe nach alle Zweige der Theologie vorzutragen. Diesen Zuständen entsprechen die litterarischen Leistungen, welche beide Seminarien in diesem Jahrhundert aufzuweisen haben: sie sind bis auf seltene Ausnahmen vollkommen null.

lich ist, die Fakultät in einer Verfassung und unter Bedingungen ins Leben zu rufen, welche ihrer Idee und ihrem Zweck entsprechen.

Die erste Frage muss ich unbedingt verneinen. Ich sehe dabei gänzlich ab von der zum guten Teile künstlich geschaffenen „Stimmung“ des elsass-lothringischen Klerus. Dieser Klerus hat sich von jeher jedem Machtgebot gebeugt und man könnte über seinen Widerstand ruhig zur Tagesordnung übergehen. Aber die allgemeine Lage der Kirche ist derart, dass an das Zustandekommen einer gesunden Schöpfung hier kaum zu glauben ist. Die absolute Herrschaft des jesuitischen Systems in den massgebenden Kreisen, die zielbewusste Zerstörung alles frischen geistigen Lebens lässt den Gedanken gar nicht aufkommen, dass heute mit Zustimmung und Unterstützung der kirchlichen Behörden in Strassburg eine theologische Fakultät gegründet werden könne, welche ihrer Aufgabe entspräche und ihren Zweck erfüllte. Die einfache Herübernahme der Professoren des Priesterseminars an die Universität wäre eine lächerliche Lösung der Schwierigkeiten, die sich hinsichtlich der Personalfragen erheben würden. Viel wichtiger wäre die principielle Seite der Angelegenheit, und damit komme ich zur Erörterung der zweiten Frage.

Der Standpunkt, welchen die Kurie hinsichtlich der Bildung des Klerus stets eingenommen, ist der, dass sie für sich diese Aufgabe allein in Anspruch nimmt und dem Staate jeden Anteil an derselben prinzipiell versagt. Diesem Ideal entsprechen unsere theologischen Fakultäten nicht, deren Professoren Staatsbeamte sind und an allen Rechten und Pflichten der übrigen Universitätslehrer ihren Anteil haben. Seitens der Kurie hat man daher diese Einrichtung nie approbiert, sondern nur toleriert; und als ich im Jahre 1880 über diesen Gegenstand

mit dem Papste Leo XIII. zu verhandeln Anlass hatte, erklärte mir derselbe rundweg, dass die deutschen theologischen Fakultäten eine anormale Institution seien, und die Ernennung der Professoren lediglich in der Hand der Bischöfe liegen sollte. Es war dem hl. Vater vollkommen unbekannt, dass durch Uebereinkommen der einzelnen Staatsregierungen mit den betreffenden Ordinarien den Bischöfen ein Vetorecht bei den Berufungen quoad doctrinam et mores zugestanden ist, welches ihre Rechte vollkommen wahrt.[1])

Darüber hinauszugehen ist bei einer dem Organismus der Universität einzuverleibenden Fakultät principiell ganz ausgeschlossen; und ebenso wäre es absolut untunlich, ja es würde den ganzen Wert und die Stellung der theologischen Fakultät aufheben, wenn die Professoren ad nutum Episcopi absetzbar oder revocabel wären. Ein solches Zugeständnis widerspräche allen Grundsätzen der deutschen Beamtengesetze; es würde die Hochschullehrer unter das Niveau der Pfarrer herabdrücken und ihnen jede Achtung im Gremium der Universität nehmen. In den seltenen Fällen, in welchen ein Professor der Theologie sich von der Glaubensregel trennt, ist von ihm zu erwarten, dass er seine Stellung selbst aufgibt: Die Staatsregierungen haben seither jedesmal einen Ausweg aus solcher Situation durch Versetzung des Betreffenden in die philosophische Fakultät oder durch Ernennung eines Supplenten gefunden, wie andererseits die Bischöfe ihn stets fanden, indem sie ihren Studierenden der

[1]) Es muss hier darauf hingewiesen werden, dass unsere Fakultäten sich nur mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Theologen zu beschäftigen haben und die eigentliche Erziehung derselben zum priesterlichen Stande den durchweg der Leitung der Bischöfe unterstellten, von Fakultäten in keiner Weise beeinflussten Seminarien überlassen ist, in welche die Candidaten nach Zurücklegung ihres Trienniums aufgenommen werden.

Theologie den Besuch der betreffenden Vorlesungen untersagten. Etwas ganz anderes wäre es, die Lebensstellung der Professoren den Einfällen und den subjectiven Launen der Bischöfe preiszugeben, die bekanntlich um so öfter über die Grenzlinie der Regula fidei hinausgehen, je geringer heute der Prozentsatz wissenschaftlich und selbst theologisch gebildeter Bischöfe zu sein pflegt. Die unmittelbare Folge einer solchen Situation wäre die völlige Missachtung der Theologie-Professoren in den Kreisen der Universität und es würde sich sehr bald in allen Universitäten die Forderung herausstellen, dass Fakultäten aus ihrem Schosse ausgeschieden würden, deren Mitglieder sich nicht einmal des bescheidensten Masses wissenschaftlicher Ueberzeugung und unbehinderter geisiger Arbeit zu erfreuen hätten.

Wenn man den seit einiger Zeit kursierenden Nachrichten Glauben beimessen darf, so wären im Verlaufe der schwebenden Verhandlungen der Kurie nach dieser Seite Zugeständnisse gemacht worden, welche im höchsten Grade beklagenswert und verhängnisvoll erscheinen müssten.[1]) In der Tat hat sich hinsichtlich dieses Gegenstandes eine tiefgehende Besorgnis der katholischen theologischen Fakultäten Deutschlands bemächtigt. Sollten sich jene Besorgnisse bestätigen, so müsste man und würde man der offenen Erklärung entgegen zu sehen haben, dass die Reichsregierung unsere Fakultäten im Prinzip zerstört und der deutschen Kirche — so wie wir deutsche und deutschgesinnte Katholiken sie verstehen — den Todesstoss gegeben habe. Ich könnte schliesslich nur offen mein tiefes Bedauern darüber ausdrücken, wenn tatsächlich in dieser hochwichtigen Angelegenheit nicht nach dem Rate der zunächst in Betracht kommenden Sachverständigen, sondern nach demjenigen von Per-

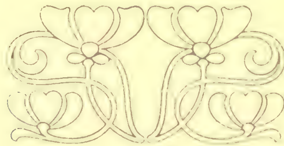
[1]) In Bezug auf die Ernennungen von Geschichts- und Philosophieprofessoren.

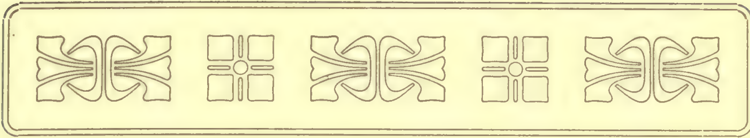
sonen entschieden werden sollte; welchen man das Verständnis und das Interesse für die Lebensbedingungen der theologischen Fakultäten leider absprechen muss.

Man behauptet, die Kurie suche eine Pression auf die Verhandlungen auszuüben, indem sie sich den Anschein gebe, einen der Regierung genehmen Kandidaten für das Bistum Metz abzulehnen. Die Kurie wird, früher oder später, diesen Kandidaten annehmen, wenn die Regierung fest auf ihm beharrt. Keinesfalls aber kann eine erwünschte Lösung der Metzer Personalfrage so sehr ins Gewicht fallen, dass das Preisgeben eines Prinzips dadurch gerechtfertigt erscheinen könnte.

Ein künftiges Pontifikat wird ganz gewiss den von der Regierung gewünschten Bischof für Metz ohne Umstände zugestehen und auch in der Strassburger Fakultätsangelegenheit andere Saiten aufziehen, sobald sich die Kurie Unterhändlern gegenüber sieht, von denen sie überzeugt ist, dass sie die Interessen des Staates und der Wissenschaft nicht preisgeben, was leider bei den Negotiationen der beiden abgelaufenen Jahre keineswegs der Fall war. Unter diesen Umständen geht meine Ansicht dahin, dass die Verhandlungen über die Errichtung einer theologischen Fakultät in Strassburg auf ein späteres Pontifikat zu vertagen sind.

Freiburg i. Br., 7. November 1900.





II

— — — — — — — — — — — —

„Die Welt ist aus den Fugen, Gott sei Lob!
Ich lass sie so, weil ich sie nicht verschob."
So lässt der Brite seinen Prinzen klagen,
Der nicht der Lust, doch stets der Kraft entwich.
Ich selber singe längst das gleiche Lied.
Zwar fehlet mir, das höchste selbst zu wagen
Die Lust nicht; auch die Kraft mir drinnen waltet,
In starker Brust: ich fühl es wohl und tief,
Wie sie in stiller Kammer dort gestaltet
Wozu ein heiliger Wille sie berief.
Umsonst!

Sternwald, 22. August 1886.



Winterblumen.

— — — — — — — — — — —

Die bleiche Todesblume steht uns beiden:
Sie schickt sich für den grossen Denker dort,
Sie passt für mich, — Du weisst es, an uns beiden
Beging die gleiche Zeit den gleichen Mord.

Ich folg' ihm bald — Du aber wirst bewahren
Den beiden Todten Deinen treuen Sinn:
Du hast von jenem erst durch mich erfahren,
Erfahrst durch ihn erst, wer ich war und bin.

1888. 2. Februar.

— — — — — — — — — — —

Lebt wohl, ihr Träume meiner besten Stunden
Ihr wart Gedanken Gottes, hoch und rein;
Ich weiss, ihr werdet meiner Kirche Wunden
In ferner Zukunft Trost und Balsam sein.

1888. Freiburg, Brombergerwald 2. Juni.



— — — — — — — — — —

Wir blieben jung und blieben froh.
Ach wär es immer so geblieben,
Bald griff der Tod, so hart, so roh
Nach unserm Glück, nach unsern Lieben.

Nach allem griff er, was ich je
Umfasst, bewundert, wonnetrunken —
In grundlos tiefer, schwarzer See
Ist Alles was ich liebt' versunken.

Es blieb als einziger Genoss
Die Schwermut, die als kranken Knaben
Mich fest in ihre Arme schloss —
Als Spiel mich lehrte Gräber graben.

Am Christabend 1888. Bromberg.



— — — — — — — — —

Wenn Rosen, weiss und rot, dem Grab entspriessen,
Das ein zerrissen Herz auf immer birgt —
O denk' daran!
Denk' Du daran, was es für Andere wollte,
Denk' Du daran, wie er zu lieben wusste
Sie Alle, die ihn liebten, die ihn hassten!
Denk' Du daran, was er erhofft, erstrebt
Und wie er's trug, — dass er umsonst gelebt.

Weihnachten 1888.

Das Jahr 1888.

Entsetzlich Jahr, wie ich kein zweites kenne;
So kalt und hart, so blutig und so wild,
Bedrohend Alles, was ich teuer nenne,
Blickt mich Medusa an aus deinem Schild.



Der letzte Lenz.

Wohl trag ich's, aber ach, wie lange
Werd' ich noch tragen diese Last —
Die Frage zittert freudig, bange
Mir durch die Seele ohne Rast.

Der schöne Süden gab mich wieder
Der Heimat und dem alten Schmerz —
O deutscher Wald, ihr deutschen Lieder,
Wie grüsst Euch mein entzücktes Herz!

Wie grüss ich ihn, den holden Knaben,
Den süssen Lenz in seiner Pracht!
Ihn hat mit seinen duft'gen Gaben
Ein guter Gott mir zugebracht!

Noch einmal wirft die Abendsonne
Ihr golden Licht aufs weite Land,
Noch einmal ward des Lenzes Wonne
Mir zugesandt von Gottes Hand!

O letzter Frühling meines Lebens
Verweile bis ich heimwärts zieh',
Du Sinnbild meines Erdenlebens,
Bleib' bei mir bis ich heimwärts flieh.

Ich fühl' wie jedes Band sich löset,
Das Welt und Leben um mich warf,
Ich fühl' die Hand, die mich erlöset
Sie schneidet tief, sie schneidet scharf.

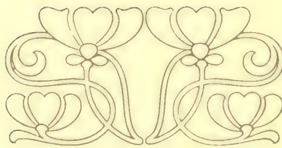
1889, 3. Mai. Sternwald.

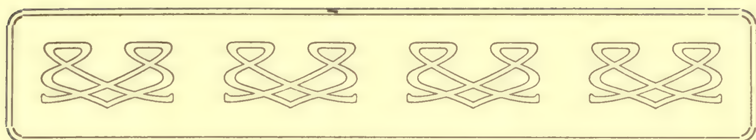
— — — — — — — — — — —

Ein müder Mann erwart' ich hier den Tod,
Vom Leben hab' ich nichts mehr zu erhoffen:
Die Todesfackel nur bringt Morgenrot
Für den, der bis ins tiefste Herz getroffen.

O sprecht dem Kranken nicht von bessrer Zeit,
Von Heilung in des Südens milder Sonne;
Kein Frühling heilt so schweres bittres Leid,
Dem Leben Last, dem Sterben wird zur Wonne.

1889 Lichtmess. Günthersthal, 2. Februar 1889.





III.

Seis bei Waidbruck (Südtirol), 7. VIII. 1902.
Hôtel Salegg.

Verehrteste Frau Gräfin . . . . !

Ihr geehrter Brief vom 2. d. M. ist mir über Rom zugekommen! Ich muss vor Allem, auf Ihre so von Sorge erfüllten Worte bemerken, dass ich über das Grabdenkmal für unsern unvergesslichen Freund F. X. Kraus von Herrn Prof. . . . . . . aus Freiburg keine Mitteilung erhalten habe! — Man hat mich in Freiburg ganz bei Seite gelassen, daher ist es mir auch nicht möglich, irgend einen Einfluss auf das „Krausdenkmal" auszuüben! Kraus selbst sagte mir im Gespräch, während ich ihn zu modellieren die Freude hatte: „Das wird ein Mal für mein Grab verwendet werden!"

Um Ihnen zu zeigen, wie sehr es mir am Herzen liegt, dass ein würdiges, einfaches Grabmal die Stelle bezeichnet, wo der edle Mensch und grosse Gelehrte ruht, würde ich gern das Relief, welches ich nach dem Leben modellierte, in Bronze als Beitrag, (frei nach Freiburg) senden! Sie haben gewiss die grosse Güte, dieses das Comité wissen zu lassen. —

Die Herren werden meine Arbeit, das einzige plastische Portrait, das nach dem Leben unseres Freundes gemacht worden ist und mit dem er sehr einverstanden war, wohl kennen! — Vielleicht mein Anerbieten berücksichtigen!

Es ist mit Ihnen mein Wunsch, dass ein einfaches, ruhiges, ernst gehaltenes Kunstwerk, sein Grab ziere; Er, der grosse Ästhetiker, der feine Kunstkenner und Kunsthistoriker verdient ein solches! —

Indem ich Ihnen erlaube, von meinem Brief Gebrauch zu machen, bin ich in alter Treue und Freundschaft

Ihr ergebener

Jos. von Kopf, Prof.



München, Hôtel Marienbad, den 29. IX. 1902.

Verehrteste Frau Gräfin!

Am Ende meiner Sommerreise bin ich hier im Hôtel angekommen und befinde mich leider nicht recht wohl; darum verzeihen Sie mir gewiss, wenn ich Ihnen heute nur einige Worte über Ihren lieben, so ausführlichen Brief schreibe.

Die beiden Zeitungen sende ich anbei zurück; Sie haben alles getan, was man einer solchen Rasse von Menschen gegenüber tun kann! Dieselbe heuchelt eben im Namen Gottes weiter! Auch unser unsterblicher Freund F. X. Kraus kämpfte gegen sie vergebens. Hass ist ihr Losungswort.

Vielleicht nach tausend Jahren hat diese Art Menschen die Zivilisation von der Erde wegeschwemmt.

Die Idee, ein Monument in der Nähe des Wohnhauses von F. X. Kraus zu errichten, finde ich vorzüglich! Ich glaube, es wird sich mit nicht zu grossen Unkosten herstellen lassen.

Ich werde sobald es möglich ist, an Herrn . . . . . darüber berichten, und ihm meine Idee vorlegen; dann die Trommel gerührt, und vorwärts!

Indem ich mich Ihnen auf's beste empfehle, grüsse ich Sie als

Ihr
getreuer Prof. Jos. von Kopf.



Triest, den 28. X. 1902.
Villa Krauseneck.

Geehrtester Herr . . . . !

Durch Frau Gräfin . . . . veranlasst, erlaube ich mir, Ihnen meine Gedanken für ein in Freiburg auf freiem Platz zu errichtendes Denkmal für unseren Freund Franz Xaver Kraus, bekannt zu geben.

Das Monument sollte vor allem das von mir nach dem Leben modellierte Bronze-Relief erhalten, und zwar so, dass dasselbe von zwei allegorischen Figuren, der Religion und der Kunst, in Hochrelief gehalten würde. Ich denke mir das Monument viereckig, oben mit einem schweren Ausbau, so dass es eine lebendige Kontur bildet.

Es hat seine Schwierigkeit, das ganze etwa 6 Meter hohe Denkmal, auf welchem die Hochreliefffiguren etwa 2 Meter hoch zu stehen kommen würden, so darzustellen, dass man dabei nicht an ein Grabdenkmal denken kann,

Sollten Sie mit dieser Idee einverstanden sein, würde ich Ihnen gerne eine Skizze einsenden; erst mit einem bestimmten Entwurf kann man ja auf's Neue vor die Verehrer unseres unvergesslichen Freundes treten, und wieder Opfer von ihnen verlangen. — Es gebe auch eine andere Art, ein billiges Monument in Gestalt eines schlanken, grossen Findling-Steines, der auf einer Art Stein-Stufe gehoben würde und das Bronzerelief von Kraus tragen könnte. Auch damit könnte man Grosses erreichen; nicht auf die bekannte, malerische Art, von Anlagen, — nein, der Monolit müsste auf einen wirk-

lichen architektonischen Sockel gehoben werden und selbst eine schöne Form besitzen.

Ich sehe mit Spannung Ihrer Antwort entgegen, und zeichne

Hochachtungsvollst als
Ihr
ergebener
Prof. Josef von Kopf.



Postscriptum des Verfassers.

Die mir gütigst zur Verfügung gestellten Biefe von Josef von Kopf wurden der Schrift über F. X. Kraus beigefügt, zunächst weil sie über Kraus und Kopf handeln, dann, weil aus ihnen ein Vertreter jener Freunde des Freiburger Gelehrten spricht, dessen Wunsch es war, „dass ein einfaches, ruhiges, ernst gehaltenes Kunstwerk“ das Grab „des grossen Ästhetikers, des feinen Kunstkenners und Kunsthistorikers“ ziere.

Aus dem Inhalt der Briefe geht ferner hervor, dass Kraus selbst einst den Wunsch geäussert, das von Kopf modellierte Medaillon möge für sein Grab verwendet werden. Um der Verehrung für den verblichenen Kollegen einen angemessenen Ausdruck zu geben, sah man sich jedoch genötigt, weniger pietätvoll dem Menschen in Kraus entgegenzutreten. Dieser peinlichen Distinction fielen daher die Wünsche des Toten, zugleich aber auch das uneigennützige Anerbieten des Künstlers Josef von Kopf zum Opfer. Dem letzteren wurde nicht einmal geantwortet. Und ein in der Denkmalsangelegenheit ausschlaggebender Theologie-Professor glaubte sogar seinem Befremden Ausdruck geben zu müssen, dass

Kraus mit einem so christentumfeindlichen Manne wie Kopf, der natürlich nicht in Betracht kommen könne, im Leben freundschaftlich verkehrte.

Die Anregung, dem Gelehrten in der Stadt selbst ausserhalb des Friedhofs ein Denkmal zu setzen, wurde kurzer Hand abgwiesen. Man befürchtete einen Präzedenzfall und wähnte, die Fakultäten würden dadurch genötigt sein, allen ihren abgeschiedenen Mitgliedern Monumente zu setzen. Aus Kollegialität für den Toten musste also notgedrungen die gegebene pietätvolle Initiative, welche von hohen Gönnern und Verehrern des abgerufenen Gelehrten und Kirchenpolitikers ausging, mit allem Nachdruck abgelehnt werden.

Es sei nur nebenbei darauf hingewiesen, dass, wenn wir nicht hoch greifen, etwa neunundvierzig Fünfzigstel der zur Errichtung eines Denkmals gesammelten Summe von Freunden und Verehrern herrührten, welche sich niemals zu den Kollegen von Kraus gerechnet haben, dass diese mithin in ihrer Eigenschaft als Comité-Mitglieder nicht nur theologische oder akademische Wünsche zu berücksichtigen hatten.

Da also in erster Linie konfessionelle und nicht, wie man es erwarten sollte, ästhetische Beweggründe in Betracht kamen, wurde ein in Freiburg ansässiger Grabbildhauer mit der Ausführung der Arbeit betraut. Wir haben über seine Leistung nicht zu richten. Er hat sein Bestes getan. Ob aber die von ihm im Auftrage ausgeführte, der Orthodoxie und der ultramontanen Kunstrichtung vollauf genügende und einen ansehnlichen Raum verdrängende Allegorie auch Kunstfreunde zu befriedigen im Stande ist, wagen wir nicht zu bejahen. Wie gesagt, der Grabbildhauer hat im Auftrage gearbeitet.

Die Ehrung, die dem Fakultätsgenossen Kraus durch die Errichtung des umfangreichen Denkmals und durch die Eliminierung eines freidenkenden Künstlers zu teil wurde, hat aber noch eine andere, tragische Seite.

Seit dem Tode seiner geliebten Schwester, hatte sich der Gelehrte neben ihrem Grabe auch das seinige angelegt und gleich dem ihrigen mit einer schlichten Marmorplatte versehen. Wenn nun seither die Grabstätte ihre edle Einfachheit eingebüsst hat, und sogar die Spuren eines Doppelgrabes verwischt wurden, so tragen für diesen seltsamen Akt der Pietät Jene die Verantwortung, welche zur Ausführung ihrer Ideen eine vor mehr denn einem Jahrzehnt von Kraus selbst geschaffene Grabanlage beseitigten. Hätte Kraus zu jenen seltsamen Gelehrten gehört, die sich ihrer Angehörigen in der Öffentlichkeit schämen, dann könnte man die nunmehr bestehende Gestalt des Grabes erklärlich finden.

Die treue Bruderliebe, die er aber ein ganzes Leben hindurch seiner älteren Schwester Therese bewahrt und erwiesen, erhebt sich jetzt klagend über der entstellten Gruft und sucht vergeblich nach dem Geschwistergrabe, wie es Franz Xaver Kraus zeitlebens gesehen, wo er geweint, gebetet, wie er es für immer gewünscht hatte.

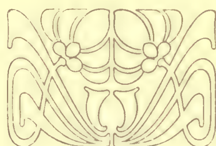


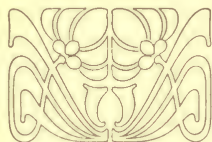
Vom gleichen Verfasser:

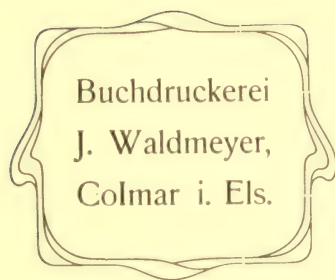
Hauviller, Dr. Ernst; Ulrich von Cluny. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Cluniacenser im 11. Jahrhundert. (Münster i. W. Schöningh. 1896. 86 S.)

— —; Analecta Argentinensia. Vatikanische Akten und Regesten zur Geschichte des Bistums Strassburg im 14. Jahrhundert. (Johann XXII, 1316—1334) 369, S. und

— —; Beiträge zur Reichs- und Bistumsgeschichte. Strassburg i. Els. 1900. CLXXXII (Z. Zt. im Selbstverlag).







Buchdruckerei
J. Waldmeyer,
Colmar i. Els.

Berichtigungen und Druckfehler.

Seite 2. **Herman** nicht Hermann.
„ 4. Wesens, Chamberlain.
„ 13. Anmerkung, i. B.
„ 38. Wahrheitssucher, die.
„ 42. Anderen.
„ 53. **Albert** Tachard, nicht Emil. *)
„ 62. dastehe, war.
„ 116. dürfen?“
„ 124. Pascal, Bossuet.

*) Seite 53. Die Notiz über Tachard bedarf der Berichtigung. Sein Vorname ist Albert, nicht Emil. Hinzugefügt sei noch, dass Herr Albert Tachard „französischer Gesandter in Brüssel war bis zur Annection des Elsasses und dem Austritt der elsässischen Abgeordneten aus der National-Versammlung in Bordeaux, wo er deren Führer war.“ Später liess er sich in Niedermorschweiler bei Lutterbach (Ober-Elsass) nieder. Zur Zeit wohnt er in Paris-Auteuil.

